

# Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **92 (1996)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

### Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

DETLEF HOFFMANN: Kultur- und Kunstgeschichte der Spielkarte. Mit einer Dokumentation von Margot Dietrich zu den Spielen des Deutschen Spielkarten-Museums Leinfelden-Echterdingen. Marburg: Jonas Verlag 1995. 270 S., 215 Abb., davon 58 farbig.

1972 erschien zuerst in Leipzig, dann in München Detlef Hoffmanns Buch «Die Welt der Spielkarte. Eine Kulturgeschichte» und wurde in der Folge, trotz einigen verlegerischen Mängeln, zum Standardwerk weit über den deutschen Sprachraum hinaus, nicht zuletzt dank dem reichen, wenn auch nicht immer leicht auffindbaren Abbildungsmaterial. In seinem neuesten Buch hat der unbestrittene Fachmann die «Welt» durch die «Kunst» ersetzt – was ist dabei anders geworden?

Zuerst einmal das Format: nur noch 24×16,8 statt 27,5×24,7 cm. Das bedeutet kleinere Abbildungen, die indessen in Fulda nicht immer besser gedruckt wurden als zu DDR-Zeiten in Erfurt. Dagegen ist man dankbar für die bedeutend klarere Gliederung und die vielen ausgemerzten Irrtümer. Sodann darf man natürlich erwarten, dass die zahlreiche inzwischen erschienene Literatur aufgearbeitet ist: 1972 stand man erst in den Anfängen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Spielkarten. Zählte das Literaturverzeichnis im ersten Werk 112 Titel, so umfasst die jetzige Literaturliste noch deren 111! Freilich sind von diesen 76 erst seither erschienen, davon 14 von Hoffmann selbst. Das Register von 1972 weist sogar annähernd doppelt soviele Stichworte auf wie das von 1995.

1972 lautete die Gretchenfrage der Spielkarten-Geschichte: Woher kamen sie? Und Hoffmann liess sich nicht von blendenden Hypothesen und Theorien verlocken, sondern gestand, über die Herkunft «der Spielkarte tappen wir weitgehend im dunkeln». Ich bemerkte dazu: «... da er so objektiv ist, dies zuzugeben, tappen wir ihm gerne nach» (Rezension in ZAK 1972, S. 140). Seither hat er sich der Orient-Hypothese angenähert. Diese geht davon aus, die Spielkarten seien aus dem arabischen Raum zu uns gekommen, obschon die ältesten erhaltenen dortigen Karten aus einer Zeit stammen, da sie längst aus Europa hätten importiert werden können. Es wird argumentiert, als eines der Farbzeichen komme dort der bei uns unbekannte Polostab vor (Übertragung des heutigen Sport-Stellenwertes ins Mittelalter?). Diesen Polostab will man auf zwei Karten des sogenannten Liechtensteiner Spiels erkennen, das damit zum Bindeglied aufgebaut wird. Es handelt sich um einen Stab mit spitz abgewinkelter Krücke, das eine Mal trägt ihn ein Bube auf der Schulter mit seinem Bündel daran, das andere Mal reitet eine nackte Frau darauf wie auf einem Steckenpferd. Hoffmann behauptet, ein derartiger Gegenstand habe im westlichen mittelalterlichen Haushalt nicht existiert. Derlei Haken werden indessen noch heute gebraucht, z. B. um Kirschenzweige zum Pflücken heranzuziehen. Wer die Kultur nicht nur aus Büchern und Bildern, sondern aus dem Alltag kennt, weiss, dass die Hirten ihren Stab oft brauchen, um Schafe an den Hinterläufen zu fangen und zu sich zu ziehen, und dafür eignet sich ein Haken viel besser als eine Krümme – wengleich es den Schäfer nicht kümmert, ob dieser Haken auch auf Hirtenstab-Darstellungen sichtbar ist. Der gerade Stab, wie er sonst immer auf den westlichen Spielkarten auftritt, passt übrigens ausgezeichnet in die Triumphzug-Atmosphäre, in der das Tarockspiel entstand. An Symbolgehalt steht er den übrigen italienischen Farbzeichen (Schwert, Becher, Münze) nicht nach; man denke nur an die Schultheissen-, Gerichts- und Weibelstäbe bei öffentlichen Auftritten als Zeichen des hohen Amtes, an den Stab, der beim Fällen eines Todesurteils gebrochen wurde, usw.

Wäre das Kartenspiel im 13. Jahrhundert aufgetaucht, als Westeuropa durch die Kreuzzüge und mehr noch durch das Zusammenleben mit Mauren und Sarazenen in Spanien und Süditalien in intensiven Kontakt mit der arabischen Kultur kam, würde die Herleitung einleuchten. Doch weder im Umkreis Kaiser Friedrichs II., der absolut auf der Höhe des Wissens seiner Zeit war, noch des spanischen Königs Alphons des Weisen, der ein Werk über alle ihm bekannten Spiele schrieb, findet sich eine Spur davon. So ist das Schachspiel, das wirklich aus dem Orient zu uns kam, bereits im 10./11. Jahrhundert in einem Einsiedler Gedicht zu finden. (Seine Verwandtschaft zum Kartenspiel erwähnt Hoffmann übrigens nicht.) Das Papier, das er als Parallele anführt, war in Europa ebenfalls seit Jahrhunderten in Gebrauch und wurde fast gleichzeitig wie die Spielkarten auch nördlich der Alpen hergestellt.

Warum soll also das Kartenspiel in einer Zeit, als die arabische Kulturblüte längst vorbei war, das islamische Bilderverbot stärker beachtet wurde und die Kontakte mit der arabischen Welt viel schwächer waren, aus Arabien importiert worden sein? Bloss weil ein Sarazene 1379 in Viterbo ein Kartenspiel verkauft hat? 1972 hat Hoffmann dazu (S. 12) durchaus einleuchtende quellenkritische Überlegungen angestellt, die er leider im neuen Werk nicht mehr anführt. Man könnte aber auch einfach sagen: Nicht jeder, der das Pulver gut zu verkaufen weiss, hat es auch erfunden...

Was besonders stutzig macht: Ausgerechnet der demokratische Trumpf soll nicht im autonomiebestrebten Abendland erdacht worden sein, sondern im monarchischen Orient. Er taucht erstmals mit dem Kaiser- oder Karnöffelspiel auf (1426 in Nördlingen, heute nur noch in der Innerschweiz gespielt); demokratisch ist er, weil er die monarchische Ordnung des Kartenspiels umstösst. Als eigene Farbe sind die Trümpfe dann im Tarockspiel zu finden (entstanden um 1440–1450 in Ferrara oder Mailand aus Triumphzügen, darum *trionfi* genannt > Trumpf), und ausgerechnet zum Tarockspiel sind jene Karten in Istanbul zu rechnen, die beweisen sollen, dass das Kartenspiel aus Arabien zu uns kam!

Es ist sonderbar, dass weder beim Holzschnitt, der etwa gleichzeitig mit den Spielkarten auftaucht und bis ins 19. Jahrhundert unentbehrlich für sie ist, noch beim wenig später erscheinenden und ebenfalls für die Spielkarten wichtigen Kupferstich man sich fragt, wer sie erfunden habe und woher sie importiert worden seien. Waren die Spielkarten soviel schwieriger zu erfinden?

Sicher geschahen diese Erfindungen nicht auf dem Gebiet der heutigen Schweiz. Dennoch kommt diese in dem Buch eindeutig zu kurz. Das habe ich schon 1972 bemängelt und bemerkt: «... dass das vorliegende Buch uns die Aufgabe, die Schweizer Spielkarten wissenschaftlich zu erschliessen, keineswegs abnimmt.» Solches ist mit der Ausstellung im Zürcher Gewerbemuseum 1978/79 geschehen. Doch im Literaturverzeichnis fehlt der zum Standardwerk gewordene Ausstellungskatalog «Schweizer Spielkarten» (Zürich 1978), woran Hoffmann sogar selbst mitgearbeitet hatte. Mehr als ein paar dürftige Alibi-Erwähnungen sind nicht vorhanden, ja es hat nicht einmal zu einer Abbildung der Schweizer Farbzeichen gereicht. Das Berner Spielkartenverbot von 1367 – immerhin der früheste europäische Beleg für das Kartenspiel – lässt er wenigstens als Möglichkeit gelten, mit der Bemerkung: «Es fällt schwer, sich vorzustellen, dass das Kartenspiel sich ohne Vorlauf binnen ein bis zwei Jahren über ganz Westeuropa zur Verbotreife entwickelt haben soll.» Dazu ist festzuhalten: 1. dass das Kartenspiel in der ersten Beschreibung (zehn Jahre später am Oberrhein) bereits sechs verschiedene Varianten aufweist; 2. Verbote sowohl schnell wie langsam ausgesprochen werden können, wenn damit verbundene Vorfälle sie notwendig erscheinen lassen; 3. dass Bern im 14. Jahrhundert zwar kein wichtiges Kulturzentrum war, aber ein überdurchschnittlich entwickeltes und geordnetes Staatswesen; 4. dass das Gebiet der heutigen Schweiz keine total zurückgebliebene Reliktlandschaft war, sondern eine Schnittstelle hoher kultureller Strömungen.

So ist die «Kultur- und Kunstgeschichte der Spielkarte» kein Ersatz für die «Welt der Spielkarte», sondern nur der etwas vollmundig geratene Verlegenheitstitel einer Ausstellungsbegleitschrift, deren Katalogteil zwar ansehnliche 215 Nummern umfasst – alle abgebildet und sauber beschrieben –, aber verschämt «Dokumentation» genannt wird. Die Ausstellung ist seit dem 12.11.1995 im Deutschen Spielkarten-Museum Leinfelden-Echterdingen zu sehen, einer Zweigstelle des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, dessen Direktor, Volker Himmelein, zusammen mit dem Oberbürgermeister der Stadt das Vorwort beisteuerte. Die Exponate stammen fast ausschliesslich aus der museumseigenen Sammlung, die unbestritten eine der grössten und wichtigsten der Welt ist, allerdings begreiflicherweise dennoch zuviele Lücken aufweist, um sich als «Welt» der Spielkarte ausgeben zu können. Dafür ist der Preis des Buches mit DM 38.– gar nicht grossspurig ausgefallen.

Peter F. Kopp

KURT DERUNGS: Umwelt als Mitwelt. Die Bedeutung der Landschaft und Natur in traditionellen Erzählungen (Märchen). Forschungsbericht. Mit Unterstützung des Bundesamtes für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL), Bern. Bern: edition amalia 1994. 64 S., Abb.

Auf dem Umschlagtitel als «Öko-Ethnologie der Schweiz» bezeichnet, stellt dieser Forschungsbericht des Ethnologen Kurt Derungs den aus dem 19. Jahrhundert bekannten Versuch dar, aus Zaubermärchen ein organisches, vorchristliches, vorpatriarchales und schamanisches bzw. vorschamanisches Weltbild zu konstruieren, das in bezug auf die heutige Situation als gesellschaftskritisch und vorbildhaft zu verstehen und durch Sensibilisierung in der Ökonomie und den Wissenschaften praktisch umzusetzen sei. Als Quellengrundlage dienen Derungs Sammlungen Schweizer Märchen von Leza Uffer, Richard Waldmann, Otto Sutermeister, Pia Todorovic-Strähl und Robert Wildhaber/Leza Uffer. Ausgangspunkt seiner Bemühungen ist der in unserer Kultur als selbstverständlich erachtete Superioritätsanspruch des Menschen über die Natur einerseits, seine Abhängigkeit als Teil des Ökosystems andererseits und die daraus abgeleitete Frage, ob es nicht andere Gesellschaftsformen oder andere Weltbilder gegeben habe. Gemeint ist eine «ganzheitliche», kosmologische Sicht; Derungs' These: «Das Weltbild des Märchens könnte uns lernen [sic], wo wir Informationen einer anderen (Selbstverständlichkeit) finden können, um einen quantitativ und qualitativ besseren Umgang mit der Natur wiederzu-

entdecken, denn zweifellos ist der heutige und massgebende Umgang mit der Natur und den natürlichen Ressourcen nicht nachahmenswert» (S. 9).

Zwar distanziert sich Derungs eingangs von «mehr als zweifelhafte[n] Interpretationen» verschiedener Interessenskreise» (S. 9), worunter er auch die Esoteriker nennt, dies ist jedoch ebenso irreführend wie sein Bemühen, seine Ausführungen als «sozialhistorisch-literaturwissenschaftliche Studie» (S. 9), ja als «ideologiekritisch» (S. 15) auszugeben, was er mit einigen Zitaten von Herbert Marcuse und Christa Bürger zu untermauern sucht. Statt dessen handelt es sich um eine Art der Argumentation, wie sie aus der New Age- und Esoterik-Literatur sattsam bekannt ist und allmählich auch in den seriösen Wissenschaften Fuss zu fassen beginnt. Darauf deutet nicht allein das als Motto vorangestellte Zitat der umstrittenen Autorin Manon Andreas-Grisebach (früher: Maren-Grisebach) hin, sondern auch die Mehrzahl der von Derungs angeführten Literatur. Und daran ändert auch die Aufnahme des von Peter Kratz verfassten New-Age-kritischen Buches «Die Götter des New Age» (Berlin 1994) ins Literaturverzeichnis nichts.

Wie also geht Derungs bei seiner Weltbild-Konstruktion vor? (Von Re-Konstruktion sollte man angesichts seiner aus volkskundlicher Sicht unwissenschaftlichen Beweisführung besser nicht sprechen.) Unter Rückgriff auf Zitate von Friedrich Panzer, Max Lüthi, Leander Petzoldt und Lutz Röhrich unterscheidet Derungs zunächst vier Betrachtungsebenen: die ökologische, die religionswissenschaftliche, die soziologische und die mythologische Ebene. Auf diesen Ebenen sei das Märchen in seinen wesentlichen Zügen organisch, vorchristlich und vorpatriarchal; der matriachale Kontext bestehe aus den Prinzipien Ahnenverehrung, Naturverehrung und Wiedergeburtshaltung, die ein zusammenhängendes, magisches Weltbild ergäben, das sich auf der mythologischen Ebene im Schamanismus oder matriarchalen Vor-Schamanismus widerspiegele. Derungs' Vorgehen basiert zum einen auf der Unterscheidung einer Oberflächen- und einer Tiefenstruktur narrativer Formen und – damit korrespondierend – als sekundär (rationalistisch, humoristisch, zusammenhanglos, hochreligiös, national/lokal) und primär (phantastisch, heroisch, logisch, nicht hochreligiös, international) erachteter Phänomene, die in Korrelation mit kultischen Formen gesetzt werden könnten. Zum anderen sieht er die Entwicklung der abendländischen Weltbilder von vorpatriarchal zu patriarchal, von vorchristlich zu psychologisch und von organisch zu naturwissenschaftlich-technisch, wobei der Prozess der Mechanisierung des Weltbildes die aus dem organischen Weltbild stammenden ethischen Bedenken gegen Umweltausbeutung beseitigt habe. Selektierte narrative Formen zu den Themen «Wasser», «Bäume», «Pflanzen und Früchte», «Tiere» sowie «Steine und Berge» setzt er nun mit selektierten kultischen Formen in Bezug, «um die Isolierung, Sinnentleerung und Reliktsituation etwas aufheben zu können» (S. 53).

Auf seiner Suche nach *Survivals* und Relikten bewegt sich Derungs frei von jeglicher Wissenschafts- und philologischen Quellenkritik. Über die Auswahl seiner Quellen sagt er: «Für das Naturverständnis eignen sich [!] inhaltlich Märchen, die keine oder wenig rationalistische, humoristische (lächerlich gemachte), zusammenhanglose und hochreligiöse (ideologische) Erscheinungen aufweisen. [...] Zudem eignen sich strukturell besonders Märchen mit einer logischen Handlungssequenz, [...] denn die Funktionen Tod und Wiederkehr, Initiation und Hierogamie können in einigen Varianten fehlen oder ersetzt worden sein. Wir brauchen [!] somit mehr oder weniger kompakte Zaubermärchen, die nicht irgendwelche Züge vergessen haben oder sehr starken Veränderungen ausgesetzt waren.» (S. 57f.). Vielleicht sind aber gerade solche Märchen die jüngsten und nicht die ältesten? Hier bedarf es exakter philologischer Klärung!

Zudem wird ein semantisches Problem deutlich. Wo Derungs von Ideologiekritik spricht, meint er das Freilegen der Tiefenstruktur nach seinen Setzungen; argumentiert er mit dem Kontext von narrativen Formen, meint er nicht deren nachweisbare sozial- und literarhistorische Bedingtheiten, sondern die von ihm vorausgesetzte Naturverehrung, Ahnenverehrung und Wiedergeburtshaltung. Derungs' Vorgehen ist letztlich genau durch das geprägt, was er eingangs als unwissenschaftlich verwirft: es dient der Bestätigung des eigenen Weltbildes.

*Ingrid Tomkowiak*

MAX WAIBEL (Hg.): A Pfiiffa im Muul ond a Chlaag im Sack. Heiteres Erzählgut der Walliser und Walser. Chur: Verlag Bündner Monatsblatt/Desertina; Walservereinigung Graubünden 1995. 262 S., 12 Zeichnungen von Heinz Jost.

Max Waibel, der Verfasser der in der Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde erschienenen «Volkstümlichen Überlieferung in der Walserkolonie Macugnaga», hat 420 Anekdoten, Schwänke und Witze der Walliser und Walser zusammengetragen. Bei der Eingrenzung des Sammelgebiets hielt er sich an den Grundsatz der «noch lebendigen Sprache» und setzte neben das Merkmal

der Sprachgemeinschaft die bis tief in unser Jahrhundert hinein nachweisbare Erzählfreudigkeit und inhaltliche Übereinstimmungen des mündlich tradierten Erzählgutes.

Was das aufgearbeitete Erzählgut anbelangt, so ging es dem Herausgeber in erster Linie um die Auswertung der an sich bekannten, im vorliegenden Fall freilich sehr reichhaltigen lokalen und regionalen Veröffentlichungen. Darüber hinaus enthält die Sammlung eine grössere Anzahl von Belegen, die Waibel bereits in den siebziger Jahren in den italienischen Walserkolonien gesammelt hat. So kommt es, dass schriftdeutsche und in den lokalen Mundarten festgehaltene Texte aller Art einander folgen. Um den Leserinnen und Lesern entgegenzukommen, wurden die Mundarttexte dem gewohnten, schriftdeutschen Erscheinungsbild angeglichen und durch sorgfältig redigierte hochdeutsche Übertragungen ergänzt. Die jedem Beleg angefügten Quellennachweise werden im Anhang zusammengefasst.

Als typische, die Walliser und Walser seit Generationen über Grund und Grat hinweg verbindende Erzählstoffe fallen auf: Trämel (Balken) den Berg hinauftragen und hinunterrollen lassen, Kirchlein um einige Meter verschieben, Stier auf das grasbewachsene Kirchendach ziehen, Beichte in Lebensgefahr, Massnahmen für Ofentüre, Rossei kaufen, Salz sähen und Brennesseln ernten, Haus samt Wanzen anzünden, Maulwurf lebend begraben, Kautabak zerreiben und so weiter. Der Herausgeber führt diese Motive in mehreren, geographisch oft weit auseinanderliegenden Varianten auf. Sie werden von der Fülle des übrigen, im bergbäuerlichen Alltag entstandenen Erzählgutes begleitet.

Die Literarisierung und der zeitliche Abstand zum wirklichen oder angeblichen Geschehen verwischen die Konflikte, die seinerzeit zu den Geschichten führten oder dazu inspirierten. Gemeint war wohl manches ganz anders. Denn, so heisst es am Schluss der Sammlung, woran erkennt man einen Walser? «Da Walser erchennt ma a drei Sacha: er hed a Pfiiffa im Muul, as Rääf am Buggl ond a Chlaag im Sack.» Diese einem Vorarlberger in den Mund gelegte Charakterisierung dürfte in den Bündner Tälern und im Oberwallis kaum bestritten werden und könnte die eingangs erwähnten Merkmale des Walsertums – die gemeinsame Sprache und die Erzählfreudigkeit – noch ergänzen. Max Waibels Sammlung von Anekdoten, Schwänken und Witzen der Walliser und Walser erreicht das im Vorwort umschriebene Ziel der Mannigfaltigkeit des Erzählgutes und der Übereinstimmungen im Überlieferungsschatz. Das bestätigt sogar eine jenseits der vom Herausgeber gezogenen Sprachgrenze, im Gebiet der ehemaligen Walsersiedlungen im Calfeisental, im Weisstannental und auf Palfris vorgenommene Neunerprobe: Eine vor einigen Jahren erschienene Sammlung analoger Erzählungen enthält nicht weniger als ein halbes Hundert Übereinstimmungen und unterstreicht damit den nachhaltigen Einfluss der Walser auf die Erzählgewohnheiten ihrer näheren Umgebung.

Alois Senti

KURT DERUNGS: Struktur des Zaubermärchens I: Methodologie und Analyse. Bern: Haupt 1994. 240 S., Abb. – II: Transformationen und narrative Formen. Hildesheim: Olms 1994. 314 S., Abb. (Germanistische Texte und Studien, 47).

Es gab einmal glückliche Zeiten, da war es klar, dass die mythologische Schule des 19. Jahrhunderts als unwissenschaftlich zu verwerfen ist, da war es klar, was man unter philologischen Methoden, unter sozialhistorischem Kontext und unter Ideologiekritik zu verstehen hat. Diese Zeiten sind noch gar nicht so lange her, doch scheint es, dass sie ihrem Ende entgegengehen. Seit längerem arbeiten Autoren aus dem Umfeld von New Age und Esoterik gegen die «Entzauberung», die «Entmythologisierung» der Welt an und suchen der «Spiritualität des Neuen Zeitalters» unter anderem durch die vermeintliche Rekonstruktion des magisch-mythischen Weltbildes von Ur- und Stammeskulturen näherzukommen. Als Mittel zum Zweck dient ihnen vielfach «das Märchen» – in Ausgaben des 20. Jahrhunderts.

In diesem Kontext bewegt sich auch die vorliegende Dissertation von Kurt Derungs, deren Grundthese wie Forschungsanliegen auf dem Umschlag des zweiten Bandes wie folgt zusammengefasst sind (zentrale Begriffe hebe ich kursiv hervor): «Das Zaubermärchen ist nicht nur *schamanisch* geprägt, sondern vor allem durch eine *matriachale Mythologie* charakterisiert. Mit kriminalistischem Spürsinn führt das Buch zu einem *vorpatriarchalen Weltbild*, das ein *magisches Ritualmuster* besitzt. Von dieser *matriachalen Tiefenstruktur* profitieren *Märchen, Mythen, Epen* und sogar *Trivialromane*, obwohl sie ihre ursprüngliche Substanz gründlich verschleiern. Durch *Ideologie* und Manipulation wurde und wird eine der ältesten europäischen und aussereuropäischen Kulturschichten systematisch verdrängt oder für herrschaftsorientierte Zwecke missbraucht. Die Umwertung aller Werte – die *Transformation* und *Deformation* matriachaler Mythologie – ist gerade im subkulturellen Zaubermärchen einsichtig nachvollziehbar.»

Das Programm ist damit abgesteckt, die darüber hinausgehende Absicht findet sich in einem Schelling-Zitat, das Derungs an exponierter Stelle unkommentiert wiedergibt (Bd. II, S. 236). Der romanti-

sche Naturphilosoph Schelling, der innerhalb der New-Age-Szene gern als Autorität herangezogen wird, ist hier um die Rückkehr der Wissenschaften zur Poesie mittels der Mythologie bemüht.

Derungs' Vorgehen lässt sich etwa so skizzieren: Seine Methode der «Rekonstruktion» matriarchaler Mythologie sieht er durch Bezug auf ein dem Buch als Motto vorangestelltes Zitat aus Ecos «Einführung in die Semiotik» (1972, S. 152) abgesichert, in dem Eco von der Kunst der Restaurierung eines Werkes [!] aufgrund des sich «auf der Ebene der noch wahrnehmbaren Schichten» abzeichnenden Codes spricht. Derungs referiert also Literatur zum Schamanismus, speziell zum Wuisimus (Schamanintum), und zum Matriarchat, um dessen Weltbild und Kosmologie darzustellen. Dies geschieht im wesentlichen durch seitenlanges Aneinanderreihen von Zitaten, quer durch alle Zeiten und die verschiedensten Kulturen aus aller Welt, wird von Derungs jedoch zur «Untersuchung» (I, S. 23) und zur «Analyse» (I, S. 28) aufgrund «reicher Belege» (I, S. 32) aufgewertet. Weitere Ausführungen sind dem Hinweis auf Zusammenhänge von Mythen und Zaubermärchen gewidmet, «die uns berechtigen, «verwandte» Phänomene mit gleicher Methode zu untersuchen» (I, S. 87). Diese liessen sich besonders durch Negativ-Definition erkennen, denn das Märchen verheimliche Mythen-Motive, verschweige mythologische Namen und Verwandtschaftsbeziehungen, daher sei es nur im engsten Zusammenwirken mit Mythen-Motiven erklärbar- und interpretierbar. Für sein weiteres Vorgehen bezieht sich Derungs auf strukturalistische Ansätze (besonders Propp), die er jedoch um die Berücksichtigung «geschichtlicher Veränderungen» und «philologischer Grundfragen» erweitert sehen will. Das klingt ja sehr schön, wird auch mit entsprechenden Zitaten von Röhrich und Rölleke untermauert (I, S. 90), letztlich macht Derungs aber genau das, was Röhrich und Rölleke anprangern: Er synchronisiert unbekümmert Texte des 20. Jahrhunderts mit archäologischen oder literarischen Relikten vermeintlich matriarchaler Kulturen sowie missverstandenen Elementen der Volkskultur (so treffen wir hier beispielsweise wieder auf die altbekannten Fruchtbarkeitskulte) und behängt ein Detail «mit Zentnergewichten, ohne zu prüfen, wie es sich genau damit verhält» (Rölleke, zitiert nach Derungs I, S. 90). So werden Propps ohnehin schon sehr abstrakten Funktionen und seine Grundformel der Struktur des Zaubermärchens mittels Verklammerung mit Versatzstücken aus Archäologie, Anthropologie, Ethnologie, Religionswissenschaft und älterer volkskundlicher Literatur zu der neuen Tiefenstruktur-Formel matriarchaler Mythologie: Initiation – Heilige Hochzeit – Tod und Wiederkehr. Und diese Formel findet Derungs in Anwendung von Propps Annahmen zur Transformation von Zaubermärchen dann nicht nur in exemplarisch diskutierten Zaubermärchen (AaTh 671, 707) wieder, sondern – und darum geht es im zweiten Band – auch in der Heldendichtung, in mittelalterlichen Epen und in modernen Trivialromanen: «Was die «unvoreingenommenen» Leserinnen und Leser innerlich anspricht, ist die «emotionale» Tiefenstruktur narrativer Formen matriarchaler Mythologie.» (II, S. 93). Diese Tiefenstruktur sei eine jahreszeitlich-zyklische, besitze also eine naturgesetzliche und historische Dimension – «eine kosmische Dimension. Sie hat eine Ontologisierung nicht nötig, denn sie ist «ganzheitlich» konzipiert; ihr pragmatischer Zweck ist nicht Systemerhalt, sondern «Kosmos-Erhalt» (II, S. 93). Durch die Reduktion der matriarchalen Mythologie und Ästhetik, durch die Reduktion und Subordination der kosmischen Dimension zu einer ideologischen Funktion zwecks Systemerhalt werde Fiktionalität erst geschaffen, werde ein künstlicher Dualismus von Fiktion und Realität auferlegt und aufrechterhalten. Derungs bemüht sich nun um Aufhebung dieses Dualismus, also darum, «von einer verfremdeten Oberflächenstruktur via Religation auf die Tiefenstruktur matriarchaler Mythologie zu gelangen» (II, S. 12). Dass er dabei, mit dem Etikett der Wissenschaft versehen, atemberaubende Zirkelschlüsse vollführt, scheint ihn nicht zu stören. Denn schliesslich geht es ihm um Höheres: «Das Ziel dieser Untersuchung ist somit nicht nur eine Analyse von Varianten, sondern auch eine Synthese dieser narrativen Formen, um ihre poetische Sprache und schliesslich die Sprache der Mythologie wieder sprechen zu lernen.» (II, S. 12).

Aus Sicht der historisch-vergleichenden Erzählforschung, die sich um verifizierbare philologische Klärung von Tradierungsvorgängen bemüht und die historischen wie literarhistorischen Hintergründe und Bedingungen des Erzählens und Sammelns, der Dokumentation, Publikation und Rezeption in mühsamster Kleinarbeit aufarbeitet (und die Derungs nicht einmal ansatzweise zur Kenntnis nimmt, auch wenn er einige Titel im Literaturverzeichnis aufführt), ist Derungs' von ihm selbst als komparatistisch und interdisziplinär betrachtetes Vorgehen als unwissenschaftlich abzulehnen. Unwissenschaftlichkeit ist jedoch nur das eine. Indem Derungs ständig auf ideologische Umdeutung und propagandistische Vereinnahmung narrativer Texte hinweist, sich dabei auch noch auf wirklich ideologiekritische Autoren wie Léon Poliakov und Peter Kratz beruft (II, S. 88f.), verschleiert er das ideologische Umfeld, in dem er sich selbst bewegt. Oder wie sonst hat man es zu verstehen, wenn unhinterfragt auf «Forschungsergebnisse» eines Otto Höfler, Robert Stumpfl oder des «Handwörterbuchs des deutschen

Aberglaubens» zurückgegriffen wird? Die Liste der in dieser Hinsicht fragwürdigen, jedoch von Derungs unkritisch übernommenen Literatur liesse sich fortsetzen.

Und hier bin ich nun an dem Punkt angelangt, da es um die Frage geht: Soll man so etwas überhaupt ernst nehmen? Ja, man soll. Denn mythologisch orientierte Märcheninterpretationen sind gegenwärtig sehr gefragt und finden nicht nur unter Märchenliebhabern begeisterte Anhänger. Kommen solche Interpretationen mit dem Anspruch von Wissenschaftlichkeit daher, konnotieren die Leser nur zu oft «wissenschaftlich bewiesen» und «seriös». Wer einmal versucht, mit in dieser Hinsicht vorgebildeten Märchenfreunden oder Matriarchatsverfechtern zu diskutieren, wird schnell feststellen, dass sie einer rationalen und philologisch begründeten Argumentation nur sehr schwer zugänglich sind. Diesem Trend gilt es von seiten der Volkskunde (auch vor dem Hintergrund ihrer Fachgeschichte) entgegenzuwirken.

Ingrid Tomkowiak

ANSELM ZURFLUH: Uri, Modell einer traditionellen Welt? Eine ethno-geschichtliche Studie über die Urner Mentalität, 17.–20. Jahrhundert. Zürich: Thesis Verlag; Brig: Forschungsinstitut zur Geschichte des Alpenraums 1994. 387 S., Abb. (Reihe ars historica).

Die 1993 unter dem Titel «Un monde contre le changement, une culture au cœur des Alpes, Uri en Suisse, XVII<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles» erschienene Studie ist Teil eines auf mehrere Publikationen hin angelegten Forschungsvorhabens von Zurfluh (S. 339ff.): In einer *histoire totale* soll die Biographie von Oberst Sebastian Peregrin Zwyer von Ewebach (1597–1661) verwoben werden mit der Darstellung von Geschichte, Gesellschaft und Kultur eines von der Natur her sowie im Sozialen und Mentalen in sich abgeschlossenen «Quasi-Isolats»: des Kantons Uri. Thematischer Zentral- und Angelpunkt ist dabei die Identität des Urners, des *homo alpinus uraniensis* (S. 337). Das vorliegende, dritte grössere Werk zum Forschungsprojekt ist in drei Teile und sechs Bücher gegliedert: 1. «Zeit und Raum» (u. a. «Uri, Berge und Menschen», «Die Sagen, Träger der Verwurzelung», «Uri in der Geschichte: Das ewige Lied vom Dauerzustand»), 2. «Von Menschen und Dingen» (u. a. Kapitel über «Männer, Frauen, folglich Kinder» oder «Uri: eine bestimmte Weltanschauung gegen den Kapitalismus») und 3. «Über die Ideen» (u. a. über «Der Mensch von Uri: Die männliche Herausforderung»). Zurfluh zielt weniger auf die historischen als vielmehr auf die überzeitlichen Elemente des «urnerischen Wesens»: «Mein Buch geht davon aus, dass es den «Urner als solchen» gibt. Einerseits ist er ein Teil des «*Homo alpinus*», hat somit eine Lebensanschauung, die sich von der des «*Homo urbanus*» [Hervorhebungen von Zurfluh] unterscheidet, und andererseits differenziert er sich auch von den nicht-urnerischen Alpenbewohnern. Freilich erscheint diese Differenzierung praktisch nie in den alltäglichen und materiellen Begebenheiten, sondern nur im kulturell-mental, mithin dem ideologischen Bereich» (S. 22). Deshalb kann Zurfluh als Hauptquellen auch ohne weiteres die zwischen 1926 und 1945 in drei Bänden publizierte Urner Sagen heranziehen, die «Spitalpfarrer Josef Müller (1870–1929) zur Zeit des ersten Weltkriegs bei den im Spital liegenden Patienten gesammelt hat» (S. 24). Darin findet Zurfluh «das Volksdenken über alle wichtigen und entscheidenden Lebenslagen und Lebenseinstellungen». Immerhin konzediert er, dass das «Modell, das von der Epoche der Alemannen bis zur Industrialisierung ein zusammenhängendes geistiges Ganzes umfasst (S. 74), weniger die eigentliche geschichtliche Wirklichkeit als ein abstraktes Ideal davon widerspiegelt» (S. 23), dass seine Studie also vorwiegend im «mental-ideologischen» Bereich situiert und kein «sozio-mechanischer [gemeint ist sozialgeschichtlicher; A.S.] Erklärungsversuch» (S. 384) ist. Weitere Quellen sind die historischen Werke des Urner Arztes, Historikers und Politikers Karl Franz Lusser (1790–1859) sowie das *Urner Wochenblatt* als Echo der «öffentlichen Meinung». Zentral waren für Zurfluh ferner Eduard Renners Dissertation über «Das Magische und Animistische im Erleben und Denken der Urner Bergbauern» (Bern 1936) sowie die Werke von Urner Schriftstellern und Künstlern, so vor allem von Heinrich Daniöth.

Mit den von ihm verwendeten Sagen stützt sich Zurfluh auf eine schwierige, nämlich eine *oral history*-Quelle. Es ist ihm zuzustimmen, dass die historische Forschung immer auch durch «Weltanschauung, Ideologien des Autors» (S. 384) mitbestimmt ist, objektiv sein hiesse aber nicht nur, «über diese mentale Einstellung hinaus das Allgemeingültige erkennen zu können», sondern wohl zuerst auch, die eigenen Fragen, Wahrnehmungsmuster und den eigenen Umgang mit Quellen kritisch zu reflektieren. Vor allem eine intensivere Auseinandersetzung mit Methoden und Theorien der Erzählforschung sowie der *oral history* wäre unabdingbar gewesen.

Noch problematischer wird Zurfluhs Umgang mit den Quellen, wenn er diese Sagen als Quasi-Konzentrat urnerischer Identität und Vorstellungen nimmt, das für die weitere Urner Vergangenheit, bis ins 17. Jahrhundert und z.T. noch weiter zurück, Geltung und Aussagekraft beanspruchen kann

(S. 360f.). Das geht ohne grössere Schwierigkeiten nur, wenn, wie schon so oft praktiziert und kritisiert, alpinen Kulturen und Gesellschaften eine geradezu überzeitliche Stabilität unterstellt wird (S. 81: «Auf eine gewisse Art hörte in Uri die Geschichte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert auf zu existieren.»). Diese wird von Zurfluh in positiver Art und Weise als spezifisches Anderssein der Urner umgedeutet, die sich seit Jahrhunderten hartnäckig gegen den Ansturm der europäischen Moderne behauptet hätten (das Fragezeichen im Titel ist überflüssig). Hinweise auf Entwicklungen, verändernde Einflüsse von aussen sowie Abweichungen von den zentralen Stereotypen müssen dann als unwichtig erklärt oder beiseite geschoben werden (S. 79–81). Insbesondere vermisse ich eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich wirtschaftliche und politische Modernisierungsprozesse auf die ernerische Gesellschaft (oder Identität) ausgewirkt haben. Zurfluhs Annäherung an Uri bewegt sich damit zu häufig in einem Kreis stereotyper Bilder, in einem «Ring», der ihn vor den Anfechtungen kritischer Wissenschaftlichkeit schützt. Dies, obwohl der Autor durchaus über das Rüstzeug des modernen Sozialwissenschaftlers historisch-ethnologischer Ausrichtung verfügt und neuere fachgeschichtliche Entwicklungen kennt. Besonders offenkundig wird Zurfluhs Befangenheit, wenn es um die Frage der Geschlechterverhältnisse geht (S. 129–163); hier wird seine Darstellung ernerischer Traditionalität zur Legitimation überkommener common-sense-Argumente und trägt nichts zur Erkenntnis historischer Wirklichkeiten bei, geschweige denn zu einer kritischen Reflexion von Rollenbildern. Ebenso unbefriedigend ist, dass die Nähe eines Teils seiner Begriffe zu Rassenideologien dem Autor kaum mehr als eine Anmerkung wert ist (S. 337). Aus einer i. e. S. volkskundlich-ethnologischen Perspektive drängen sich ebenfalls Zweifel auf, etwa wenn die Urner Sagen und Renners Theorien in mechanistischer Art und Weise mit Elementen der Freudschen Psychoanalyse konfrontiert werden (S. 57–73), oder wenn in Sachen Magie und Religion ziemlich unkritisch auf einige Klassiker wie James G. Frazer, Marcel Mauss oder Mircea Eliade zurückgegriffen wird.

Zurfluhs Vorhaben, als Indigener und Historiker, als Urner und Ethnologe zugleich, eine «Ethno-Geschichte Uris» von innen heraus, vom Kern (s)einer Kultur her zu schreiben, resultiert in der Re-Konstruktion eines ernerischen Kosmos, die zu hermetischer Abgeschlossenheit neigt und sich tendenziell einer wissenschaftlichen Debatte entzieht. Das wissenschaftliche Reden über Identität(en), sei es einer Person oder einer Bevölkerung(-sgruppe), ist etwas vom Schwierigsten, was sich SozialwissenschaftlerInnen vornehmen können, besonders wenn dabei Identität affirmativ begründet oder gar gestiftet werden soll. Zurfluh hat sich mit dieser Aufgabe bewusst eine hohe Hürde gesetzt und hat sie nicht geschafft.

*Albert Schnyder*

PAUL HUGGER: Das Berner Oberland und seine Fotografen. Von gleissenden Firnen, smarten Touristen und formvollendeten Kühen. Thun: Krebsler 1995. 233 S., S. 163–230 ganzseitige Abb.

Mit dem Band über die Berner Oberländer Fotografen legt Paul Hugger innerhalb von sieben Jahren sein drittes Werk über Alltagsfotografie in der Schweiz vor. Mit einem sechsköpfigen Forschungsteam hat Hugger während zweier Jahre (1993–1994) im Berner Oberland gearbeitet. Von über sechzig Fotografen und Fotografinnen wurden Aufnahmen gesichtet. In umfangreicher Kleinarbeit wurden Lebensläufe nachgezeichnet. In Gesprächen mit den Fotografinnen und Fotografen, mit Hinterbliebenen oder mittels Recherchen auf Ämtern wurden die zentralen Daten gesichert.

Nicht einzelne herausragende Personen stehen im Zentrum des Buches, sondern das fotografische Schaffen einer ganzen Region. Anders als bei der Arbeit über die Bündner Fotografen, wo ein ästhetisch besonders ansprechender Teil separat in einem Prachtband und in einer Ausstellung präsentiert wurde, sind nun über das Berner Oberland alle fotografischen Aspekte in einem Band versammelt.

Wie der Untertitel des Buches treffend charakterisiert, ist die Spannweite der Motive gross. Nicht unerwartet sind Bilder von Alpintourismus, Bürgerwelt und dem Ferientreiben der internationalen High Society ein wichtiger Teil. Wer kennt sie nicht, die überwältigenden Bergbilder von Dölf Reist; die fotografischen Zeugnisse bürgerlicher Selbstdarstellung sind in den Regionalzentren nicht künstlicher als anderswo, und die Fremden waren im Berner Oberland ein Hauptargument für die Fotografie wie in andern Tourismusgebieten auch.

Unerwarteter sind andere Fotografien. Das Buch bietet einen exzellenten Einblick in die bislang allgemein kaum wahrgenommene ländliche Fotografie. Für das Berner Oberland heisst das die Fotografie von Bergbauern und Viehzüchtern. Damit ist aber nicht eine Fotografie gemeint, die den Bauern als Ideal weiterverbreitet, mit einem Blick von aussen, sondern eine Fotografie mit einem Blick von innen, die von Leuten in der Gruppe, im Dorf für die Leute selbst gemacht wurde. Dazu zwei Beispiele: Paul Dreyfuss (1901–1980), Tuchhändler in Zweisimmen und nebenbei Fotograf, fing von einfachen Berg-



leuten ungeschminkte und ungestellte Porträts ein. Paradoxerweise war er trotz künstlerischer Vorbildung nicht auf gekünstelte Aufnahmen aus. Mit einem Kunstgriff demonstriert Hugger die Einzigartigkeit seiner Aufnahmen. Im Bildteil ordnet er neben das Porträt eines Oberländer Bergbauern mit faltigem Gesicht von Dreyfuss eines von einem Nepalesen von Dölf Reist. Die Gegenüberstellung entlarvt den eingeübten Blick: Was wir aus fernen Ländern längst kennen, ist uns aus unserem eigenen noch nicht einmal bekannt. Arthur Zeller (1881–1931) war Viehzüchter und Fotograf. Seinen scheinbar stereotyp, bildparallel in die Aufnahmen gerückten Kühen sieht es der Laie nicht an: Es steckt ein ganzer Kanon von züchterischen Wertmassstäben dahinter, die unmittelbar einer ästhetischen Bildsprache entsprechen. Nur an absolut einheitlich dargestellten Tieren sind die zuchtrelevanten Merkmale ablesbar. Zeller beherrschte die dazu notwendigen Anforderungen im Umgang mit Tieren, Bauern und Fotografie perfekt. Über seinen Wohnort Weissenbach hinaus war er als Viehfotograf gesucht. Wenn von ihm heute leider nicht mehr viele Fotoplatten erhalten sind, dann deshalb, weil die Nachbarn sie zum Verglasen ihrer Stallfenster weiterverwendeten.

Die Präsentation zunächst unspektakulärer Aufnahmen solcher Fotografen machen den ungewöhnlichen Gehalt der Huggerschen Forschungsarbeit aus. Zusammen mit ihren berühmteren Kollegen wie Dölf Reist, Walter Studer, Jean Moeglé, die weit herumgekommen sind oder in den grösseren Zentren gearbeitet haben, sind sie ein wichtiger Teil lokaler visueller Kultur. Wie reich und fein diese differenziert ist, kann erst sichtbar werden, wenn sie in einem Gesamtkontext aufgearbeitet wird. Paul Hugger und sein Team haben das im regionalen Rahmen des Berner Oberlands nun demonstriert. Für die wissenschaftliche Arbeit mit Alltagsfotografie ist dieses Buch ein gewichtiges Vorbild, wie auch ausserhalb volkskundlicher, ethnologischer oder kunstgeschichtlicher Einschränkungen auf fruchtbare Art und Weise mit ihr umgegangen werden kann.

In der Darstellung des Gegenstands im Buch folgt Hugger der Gliederung der Forschung. Lebensläufe und Fotografien sind in gesonderten Teilen untergebracht. In die biographischen Darstellungen sind einzelne erläuternde Aufnahmen eingestreut. Die ästhetisch adäquate Präsentation einzelner Fotos in hervorragender Druckqualität folgt im zweiten Teil. Der erste Teil ist geprägt von der Gewissenhaftigkeit, mit der den Fotografen und Fotografinnen, ihren Viten und den handwerklichen und künstlerischen Bedingungen ihrer Arbeit nachgespürt wurde. Der zweite Teil geht der Natur der Sache und dem beschränkten Umfang des Buches gehorchend in einer beschränkten Auswahl von ca. siebzig Aufnahmen den inneren und inhaltlichen Gesetzen der Fotografien nach. Mit einer feinsinnigen Auswahl und treffenden Gegenüberstellungen hebt Hugger die wesentlichen Themen hervor.

In einem Buch kann das notgedrungen nicht vollständig ausgeschöpft werden. Das Medium Ausstellung würde hier der Fülle und dem Reichtum des Materials und der Neugier des Publikums besser gerecht. Es ist zu hoffen, dass mit der gleichen Einstellung, wie dieses Buch entstanden ist, eine Ausstellung lanciert werden kann.

*Markus Schürpf*

VÖLKISCHE WISSENSCHAFT. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hg. von Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn in Zusammenarbeit mit James R. Dow. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1994. 735 S.

Das Interesse an Wissenschaftsgeschichte ist Bestandteil der Selbstvergewisserung und Selbstdefinition der Wissenschaft. Zu fragen ist daher auch, warum und in welchen Situationen dieses Interesse erwacht – z. B., warum das Aufarbeiten der Geschichte der «völkischen» Volkskunde im Nationalsozialismus in immer wieder neuen Wellen aktuell wird, aber auch, ob nicht, ähnlich wie in der Völkerkunde, die «selbstreflexive Wissenschaft» davon abhält, erfolgreich aktuelle Inhalte zu «besetzen», statt sie anderen (z. B. der Sozialgeschichte) zu überlassen. Bei der Analyse der Wissenschaftsgeschichte ist ferner davon auszugehen, dass auch eigentliche Irrwege ihre Gründe und Motive haben. Ehe man sie nicht begreift, hat man sie nicht überwunden. Diesbezüglich referiert das Helmut Paul Fielhauer gewidmete Buch zu viel und erklärt zu wenig. Die jungen Generationen, für die diese Zeiten weit zurückliegen, haben Erklärungsbedarf sowohl bezüglich der Motive für die Verstrickungen in eine erkennbar inhumane Politik wie auch der verspäteten Auseinandersetzung mit dem Thema.

Vor der Wissenschaftsgeschichte sind wir allemal Sünder. Auch die eigenen Zugänge nähren sich von Interessen, und oft genug wird Wissenschaft um so überzeugender vertreten, je mehr sie geprägt ist von intensiven, «harten» Motiven. Modernen Generationen ist mit dem blossen Referieren der Geschichte nicht geholfen – ihr Erklärungsbedarf kann nur befriedigt werden, wenn die Motive der Handelnden (auf die die Europäische Ethnologie sonst mit Recht so viel Wert legt) nachvollziehbar offengelegt werden.

Die Darstellung gliedert den Stoff mit Artikeln verschiedener Autoren aus Österreich und Deutschland in die Teile «Volkskunde in Deutschland» und «Volkskunde in Österreich», in jedem Teil untergliedert in die Vorgeschichte bis 1933 bzw. 1938, die Zeit des Nationalsozialismus und die Auseinandersetzung nach 1945, jeweils eingeeignet auf Hochschulorte und einzelne Wissenschaftler.

Das Buch ermöglicht Entdeckungen: die jüdische Volkskunde (*Christoph Daxelmüller*, S. 87ff., schon nicht mehr ganz neu), Friedrich Salomo Kraus[s] (*Christoph Daxelmüller*, S. 463ff.), die Deutschtumpfleger in der auswärtigen Kulturpolitik (*Martin Seckendorf*). Punktuell wird Interesse geweckt für das Potential der «Alltagsforschung» bei Michael Haberlandt (S. 506) oder die DDR-Diskussionen (*Ute Mohrmann*; gern würde man dies mit den Quellen zusammengefasst lesen, weil daraus immer noch ein gewisser theoretischer Ertrag zu gewinnen ist – etwa, was «epochale Typik» oder die dynamische Betrachtung der Kultur anbetrifft). Auch die Diskussion über absolut gesetzte kulturelle Ordnungssysteme bei Leopold Schmidt (S. 610) und die «kulturelle Totaldeterminiertheit des Menschen» (Greverus, S. 610 Anm. 126) sollte weitergeführt werden. Die Einheit in Leopold Schmidts Denken, bezogen auf die vorgebliche «neue Sachlichkeit» einer objektbezogenen Kontinuitätsforschung (S. 607) und ihre «Leitgestalten» sowie seine resignative Weltsicht ohne gesellschaftliche Verantwortung (S. 611) wären ebenfalls genauer zu verorten. Die Hinweise auf die Beschäftigung der NS-Volkskunde mit der «bolschewistischen» Folkloristik (Fussnote 1153 zu S. 270) machen neugierig: Verbirgt sich da möglicherweise eine deutschsprachige Quelle für sowjetische Wissenschaft?

Es gibt eine Menge von wichtigen Informationen, bezogen auf das ideologische Vorfeld (S. 430/431) und den «Vorkrieg» (S. 398) der nationalsozialistischen Wissenschaft. Der Pseudo-Theorie vom «gesunkenen Kulturgut» ist man nach den Analysen des Buches (S. 436f.) weniger hilflos ausgeliefert. Erkennbar wird ferner die Stringenz, mit der die «völkischen» Kulturgestalter eine kulturelle Homogenisierung durch Feste, Kultus usw., die intendierte Vernichtung der christlichen Kirchen nach dem «Sieg» eingeschlossen (S. 265, 278), angepeilt haben. Die rivalisierenden Organisationen (Alfred Rosenbergs «Reicharbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde» bzw. sein «Reichsinstitut für deutsche Volkskunde» und Heinrich Himmlers «Ahnenerbe») hindern sich in ihrem Kampf um die Vorherrschaft gegenseitig und müssen ihre Aktionsfelder durch Verträge abgrenzen (S. 277). Sie liefern sich widerliche, Denunziationen (S. 256) einschliessende Schulstreitigkeiten, die durch keine Standards einer wissenschaftlichen Kultur abgemildert werden. Die Rivalität der beiden Gruppen ist Teil des für den Nationalsozialismus charakteristischen, auch in anderen Disziplinen auftretenden Mosaiks von Richtungen, die bei Bedarf immer gegeneinander ausgespielt werden konnten.

In einigen Fällen werden Schleier weggezerrt: Was vordergründig bei Viktor Geramb «ideologiefreie Sachforschung» war, bekannte sich in Wirklichkeit opportunistisch zur Unterordnung unter die «kulturpolitischen Forderungen der Zeit». In anderen Fällen wüsste man gern mehr: Julius Schwieterring's «soziologische Methode» bezieht sich nur, wird angedeutet, auf die von den Nationalsozialisten anerkannte «volkssoziologische» Variante der Soziologie. Dennoch können heutige Generationen mit Recht fragen, warum später zu selten über seine Wissenschaft diskutiert wurde.

Wichtiger aber im Sinne der eingangs angedeuteten Problematik ist es, dass dieses Buch indirekt auch eine Menge Fragen an die Wissenschaftler von heute und ihre eigenen Selbstverständlichkeiten stellt. Es geht, wie zwar von *Olaf Bockhorn* im Epilog mit *Helge Gerndt* thematisiert, in den Texten aber nicht genügend realisiert wird, um «heutiges wissenschaftliches Selbstverständnis vor dem Reflexionspiegel der Geschichte» (S. 628). Ich nenne nur einige Stichworte.

Präzis wird immer wieder erkennbar, wie bestimmte Grundannahmen die entscheidenden Weichen stellen. Die Suche nach dem essentialisierten Wesen der «Volksgemeinschaft der deutschen oder germanischen Menschen» und der Wunsch der «Erneuerung» aus den essentialisierten «unzerstörbaren Werten» (z. B. S. 252) ist eine in einem Akt des «Willens» beliebiger politischer Opportunität subsumentierbare «völkische» Strategie zur Legitimierung des privilegierten Platzes einer Territorialgruppe. Aber auch die in der «offenen Gesellschaft» verankerte Wissenschaft hat ihre Prämissen und misst z. B. ihre Tätigkeit an der Perspektive der Zukunftssicherung im Rahmen einer in globaler wechselseitiger Abhängigkeit nur gemeinsam zu realisierenden Zukunft. Wie wird sich ein solcher humanistischer und anthropozentrischer Ansatz, genährt aus den Standards des europäischen Individuumsbegriffes, in Zeiten zunehmender metaphysischer, religiöser und sonstiger Fundamentalismen behaupten?

Dass die innere «Schau» der nationalsozialistischen Wissenschaft (S. 397, 436) von der Vorstellung, dass erst das gemeinsame Beten eines Rosenkranzes (S. 444) eine Verstehensbasis schafft, nicht sehr unterschieden ist, lässt sich leicht begreifen. «Gestalthaftes Sehen» und Diltheysches «Verstehen» als Spezifikum der Geisteswissenschaften (S. 622) wird bei den Nationalsozialisten inakzeptabel verkürzt auf Gefühl, Glaube und Schau. Aber schon bei Dilthey geht es nicht immer nur um die «erkenntnistheo-

retisch begründete Abschottung von der historischen Erfahrung» (S. 606), sondern um die ja nicht unvertraute Erfahrung der Unmöglichkeit, die «Totalität» des Menschen (oder seiner sozialen Organisation) und seines Wesens zu «begreifen» oder ein nur auf «Tatsachen» begründetes Erklärungsmodell zu finden (daran scheiterte schon der Erzieher in Charles Dickens' *Hard Times*). Verwandt damit ist die Einsicht in die Offenheit und Vielfalt möglicher «Interpretationen» kultureller Sachverhalte (wie sie ja der Feldforschung nicht fremd ist und wie sie auch von den Annahmen einer prinzipiellen Erkennbarkeit nicht ausreichend beschwichtigt werden kann). Und wie gross ist der Abstand zwischen den kulturpolitischen Zielen z.B. des «bewahrenden Bauens» (S. 412) und modernen Sympathien für Regionalismen oder der konsequenten Anwendung der Paradigmen von «kritischer», «aufklärerischer» Wissenschaft in Situationen, in der auch dies den Verdacht des Beanspruchens von «Definitions-macht» nicht verleugnen kann? Gewiss, es ist ein Unterschied, ob einer eine moralische «Verpflichtung» zur Volkstumspflege unterstellt, oder ob sie nur Untersuchungsgegenstand ist (S. 627). Aber solange nicht immer wieder über den Konstruktcharakter solcher Einheiten wie «Volk» nachgedacht wird, lassen sich auch da die Gefahren nicht vermeiden. Wenn gegenwärtig von solchen ausländischen Wissenschaftstraditionen, die mit der deutschen nicht die Belastung des Begriffes teilen, die Verwendung des «Volks»-Begriffes wieder gerechtfertigt erscheint, dann wächst diese Gefahr.

Bei Leopold Schmidt wird die Wahrnehmung «gesellschaftlicher Verantwortung» vermisst (S. 611) – aber vor welcher Moral, welcher Ethik legitimiert sich heute diese Verantwortung? Sicher nicht vor derjenigen der Nation oder des Volkes oder der Rasse, die den Nationalsozialisten ein und alles waren. Aber kann sie ausreichend begründet werden mit einem universalistischen Anspruch der «aufgeklärten» oder «selbstreflexiven» Moderne in Zeiten der materiell begründeten Realisierung der Moderne?

Wer von «Identität» spricht (S. 429), überlässt deren Definition in den wenigsten Fällen den Akteuren selbst. Und das Reden von ihr unterstellt allzugern eine Stabilität, auf die man sich besser nicht einlassen sollte. Was ist der Unterschied zwischen den «heilenden Gemeinschaftskräften» (S. 58) der Nazis und den «Bindekräften kleiner Gemeinschaften» der modernen Kommunitaristen oder Regionalisten? Und ist der Unterschied zwischen der Option für das eigene «Volk» ohne mehr als notwendige Rücksicht auf die Interessen der anderen wissenschaftslogisch unterschieden von dem gleichfalls vorwissenschaftlich begründeten Engagement «zugunsten der Benachteiligten»? Moralisch lobenswert, aber wissenschaftlich fragwürdig? Es sind dies zeitlose Fragen für die Wissenschaft, die jede Generation für sich neu diskutieren muss, und die grausamen Verirrungen von Wissenschaftlern im NS-System sollten sensibilisieren für die Auseinandersetzung damit.

Nicht illegitim sind Zielsetzungen und Einordnungen der eigenen Tätigkeit, sie haben sich aber entsprechenden Diskussionen zu stellen. Das gilt auch für die humane Orientierung (S. 361), die Option für die Armen (S. 623), für humane Gestaltung (S. 368) oder für «Aufbauhilfe» (Steinitz, S. 378). Der Hinweis auf die bei solchen Überlegungen oft genug im Hintergrund stehenden Paradigmen der «vernünftigen» Gesellschaft z.B. Horkheimers (S. 371) deutet die Problematik an: Deren Linie setzt sich fort als ein Modernisierungszwang, der vorher definierten «Sachzwängen» folgt. Skepsis anzumelden hat nichts zu tun mit einer Abkehr vom humanistischen Paradigma des «Fortschritts», sondern will statt seiner rücksichtslosen Durchsetzung zu neuer Offenheit auffordern. So naiv wie Viktor Geramb kann niemand sich stellen: Er zahlt, seinem eigenen Verständnis gemäss, den hohen Preis der Anbiederung an den Nationalsozialismus nur, um Wissenschaft betreiben zu können (S. 537), nach 1945 will er gleich wieder die «vergiftete Volksseele» retten (S. 580) und unterscheidet zwischen dem Leben dienender und lebensfeindlicher Politik. Wo sind die Grenzen? Erst wenn wir zugestehen, dass es damals begeisterungs- und motivationsfähige Menschen wie wir selbst waren, lässt sich das Gefährdungspotential besser einschätzen und durch Offenheit vielleicht auch umgehen. Bedeutet die Konzentration auf Institutionen- und Personengeschichte vielleicht auch eine Art der Abschottung vor solchen Fragen?

Die Wissenschaftsgeschichte der Disziplin wünscht man sich besser eingeordnet in die allgemeine geistesgeschichtliche Entwicklung. Vielleicht wird auch nicht nur der Einfluss des spekulativen Rosenberg überschätzt, vielleicht auch wird die Volkskunde insgesamt zu wenig positioniert. Sie ist nur eine Facette im Kontext rücksichtslos instrumentalisierte Wissenschaft im Nationalsozialismus, unter dessen Zielen werden alle Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen subsumiert. Vielleicht berücksichtigt man, wenn man in die mit Hilfe der Volkskundler aufgebaute «Romantikfalle» tappt, auch den Charakter des Nationalsozialismus als Versuch einer radikalen «Modernisierung» auf nationaler Ebene zu wenig.

Archivquellen, intensive Recherche auch bei Privat, eine Fülle von verarbeiteter historischer und aktueller Literatur zeichnen das Buch aus. Die Querverbindungen zu anderen Wissenschaften, zur allgemeinen Geistesgeschichte und zur ausserwissenschaftlichen Publizistik fehlen (auf Ottokar Kern-

stock als einen auch für einzelne Wissenschaftler einflussreichen Literaten z. B. fehlt jeder Hinweis). Gleichwohl, trotz solcher kritischer Bemerkungen (die weiterführen sollen), bildet das Buch ein wichtiges Kompendium. Einzelheiten mögen umstritten sein, aber als Materialaufarbeitung wird das Buch unentbehrlich bleiben.

*Dieter Kramer*

RUDOLF SCHENDA: Das ABC der Tiere. Märchen, Mythen und Geschichten. München: Beck 1995. 435 S., 50 Abb.

Hundert Essays offeriert Rudolf Schenda den Leserinnen und Lesern in seinem bei Beck in München erschienenen «ABC der Tiere». Der Verlag hat dem 435 Seiten zählenden Buch, vom Satz und den Illustrationen (grossteils Kupferstiche aus dem frühen 17. Jahrhundert) bis zur Wahl des Papiers grosse Sorgfalt geschenkt; Thema und Ausstattung stimmen überein.

Die ältesten Tiergeschichten liefern die Antike und die Bestiarien des Mittelalters. Sie wurden von den Humanisten und Naturforschern des 16. und 17. Jahrhunderts gesammelt und, mit eigenen Beobachtungen und Überlegungen angereichert, verbreitet. Rudolf Schenda erinnert auch an die Heiligenlegenden und Andachtsbücher, in denen die Tiere den Menschen die Wunder Gottes aufzeigen. Dabei stellt man fest, dass die Überlegenheit des Menschen vor allen andern Geschöpfen schon vor mehreren Jahrhunderten in Frage gestellt wurde. Die Entdeckung der Eigenwertigkeit der Tiere ist keine Errungenschaft des späten 20. Jahrhunderts. Der Umstand, dass die Ansichten der Autoritäten oft stark voneinander abweichen, ändert daran nichts. Dem Verfasser verschafften sie jedenfalls eine unglaubliche Fülle an Material, das er in jahrelanger Arbeit zusammengetragen und nun ebenso geistreich wie geschickt ineinander verflochten hat.

Von der Sache her geht es Rudolf Schenda darum – er macht schon im Vorwort des Buches keinen Hehl daraus –, die Leserinnen und Leser dazu zu bringen, ihre unbewusst übernommene Haltung gegenüber den Tieren auf vorhandene Vorurteile hin zu überprüfen und allenfalls zu revidieren. Schendas in franziskanischer Anwaltschaft unternommene Bemühungen schliessen alle Tiere ein, sowohl die geliebten und gehätschelten als auch die missbrauchten und die gefürchteten. Zeugen aus allen Jahrhunderten und Ländern werden aufgerufen, die den Tieren «ebensoviel Wissen und Verstand» attestieren wie dem Menschen. Die kritische Auseinandersetzung mit diesen Fragen, meint der Verfasser, müsste dazu beitragen, die Missverständnisse auszuräumen, aus denen sich die traditionellen Fremdbilder von den Tieren nach wie vor zusammensetzten.

In dieser klaren Absicht soll das «ABC der Tiere» nicht einfach das Angebot an bekannten Tiergeschichten ausweiten, sondern «vielmehr Meinungen und Einstellungen europäischer Menschen zu der einheimischen und zum Teil der exotischen Tierwelt darstellen, wie sie seit der Antike über die Lehren des Mittelalters, der frühen Neuzeit und des Aufklärungszeitalters bis in unsere Gegenwart hinein in Lese- und Lehrbüchern aller Art überliefert worden sind». Der Verfasser vergleicht die Tiergeschichten mit einem Spiegel, in dem wir uns selbst und unsere Mitmenschen neu und besser erkennen. Nach welchen Kriterien er bei der Auswahl der Tiere vorgegangen sein mag, ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich. Unter Tausenden von Geschichten und Zitaten fiel sie wohl ebenso schwer wie die nachstehende Auswahl unter den hundert vorliegenden Abhandlungen.

Da geht es um den königlichen Adler, die schon früh gerühmte und literarisierte Biene, das mit Hilfe seines buschigen Schwanzes über das Wasser gleitende Eichhörnchen, das sprichwörtliche Erinnerungsvermögen gekränkter Elefanten und um die Fliegen, denen die Augen angeblich vor lauter Lachen aus dem Kopf treten. Flöhe, Läuse und Wanzen beanspruchen den gleichen Raum wie Maikäfer und Mistkäfer, Hunde und Katzen oder der bis in die letzten Jahre immer wieder irgendeinem Zoo entweichende schwarze Panther. Es folgen in gleicher alphabetischer Ordnung die Rinder, die Schmetterlinge und Schnecken, der in der Bibel zu Ehren gekommene Sperling, der möglicherweise aus dem Apennin in die Alpen zuwandernde Wolf und am Schluss die Ziege. Mit der Ziege, die man nach dem guten Rat Geissen-Peters nicht schlagen darf, schliesst Rudolf Schendas Buch der Tiere, das den Leserinnen und Lesern in scheinbar vergnüglicher, ja unterhaltsamer Lektüre etwas mitteilen möchte, das an unserer Zeitenwende nicht nur mitteilenswert, sondern – wie die jüngsten Erfahrungen mit der Rinderseuche BSE europaweit zeigen – vordringlich geworden ist: Die Revision des schwer angeschlagenen Verhältnisses zwischen Mensch und Tier.

Erst ganz am Schluss seines Buches erinnert Rudolf Schenda, bis vor kurzem Ordinarius für Europäische Volksliteratur an der Universität Zürich, an seine berufliche Tätigkeit als Erzählforscher. Er fügt der Sammlung eine umfangreiche Bibliographie der themenübergreifenden Darstellungen und ein Namen- und Stichwortregister an.

*Alois Senti*

HANS BICKEL: Traditionelle Schifffahrt auf den Gewässern der deutschen Schweiz. Wort und Sache nach den Materialien des Sprachatlasses der deutschen Schweiz. Aarau: Sauerländer 1995. 528 S., viele SW-Fotos und Zeichnungen. (Reihe Sprachwissenschaft, 17).

Um es gleich vorweg zu sagen: Wer sich mit der Schifffahrt in der deutschen Schweiz beschäftigen will, kommt künftig an diesem Werk nicht mehr vorbei. Hans Bickel hat auf der Basis des in den vierziger und fünfziger Jahren ermittelten Materials eine umfassende, detailreiche und dennoch instruktive Darstellung der traditionellen Schiffe, Fischereigerätschaften und ihrer Bezeichnungen vorgelegt. Dabei wird eine in der Tat bereits vergangene Dingwelt und Wortwahl erkennbar, deren Veränderungen und Strukturen er für die Seen und Flüsse der deutschsprachigen Schweiz darlegt.

Die kleinräumige Analyse basiert auf den Fragen zu Fischerei und Schifffahrt und den Antworten in 145 Orten, die am schiffbaren Wasser liegen. Von heute ausgehende Nachforschungen sind offensichtlich äusserst schwer, weil weder die Schiffe und ihre Gerätschaften den Einbruch von Industrieprodukten überlebt haben noch die entsprechenden Bezeichnungen heute noch verwendet werden.

In der Einleitung stellt Bickel das Material kritisch vor, um dann zu einem kurzen historischen Abriss der schweizerischen Schifffahrt seit der Römerzeit zu kommen, differenziert dabei genau nach Flösserei, Fischerei, Lastschifffahrt, Personenschifffahrt und den Fähren, die, wie er auf S. 53 dem verblüfften Leser mitteilt, rechtlich gesehen heute «nämlich Seilbahnen und keine Schiffe» sind. Dass der Einbaum als ältestes Schiff schon vor den Römern bekannt war, dass bis um 1700 die Schifffahrt frei war, die Flösserei bis etwa 1850 relevant blieb und dass vom Ausflugsverkehr und dem Basler Hafen abgesehen heute die deutschschweizerische Schifffahrt eine Freizeitschifffahrt ist mit Kunststoffboot, Aussenbordmotor und ohne regionalspezifische Typik, sind weitere interessante Fakten.

Der Sprachatlas fragt nach Fischerei, und dementsprechend sind die aufgeführten Ergebnisse von Verhältnissen in der Fischerei dominiert. So etwa bei den Booten, wo für *Eibaum*, *Weidling*, *Granse*, *Gondel* und weitere Bezeichnungen eine etymologische Erklärung gegeben wird, die Verbreitung und Funktion des Schiffes selbst, Charakteristika der Konstruktion erläutert werden und abschliessend eine grössere Einordnung vorgenommen wird.

Genauso präzise wie beim Schiff geht es mit den Teilen und Gerätschaften des Schiffes weiter, und auch allgemeinere Ausdrücke und Aktivitäten, die sich mit der Schifffahrt verbinden, werden vorgestellt, etwa der Anlegeplatz oder das Leck-Werden. Für die Lastschiffe, nach denen im «Sprachatlas der deutschen Schweiz» (SDS) nicht gefragt wurde, stellt sich das Material entsprechend dürftiger dar. Doch hier wie bei anderen Themen bringen Graphiken, historische Fotografien oder Konstruktionspläne eine deutlich dichtere Information zumindest des Gegenstands, wenn auch nicht der Bezeichnung, deren Verbreitung jedoch in Karten zusammengefasst wird.

Dennoch bleibt als Ergebnis auch für Bickel «die Kleinschifffahrt in der deutschen Schweiz noch weitgehend unerforscht» (S. 365), da zum einen der SDS lückenhaft ist und zum andern frühere Arbeiten ganz fehlen. Dennoch wagt der Autor eine vorsichtige Gliederung der Schweiz hinsichtlich des ortsüblichen Fischerboots (S. 366ff.), getrennt nach Fluss- und Seeschiffen.

Zu den Bezeichnungen stellt er zunächst das hohe Alter der Fachsprache der Fischer heraus (und dass die der Schiffer im SDS nicht auftaucht), die in einem synchronen Schnitt um die Mitte unseres Jahrhunderts sich als Gemengelage von drei Quellen darstellt: Da gibt es wenig bodenständigen Wortschatz, viele Begriffe stammen aus der Gemeinsprache und werden zu Komposita geformt. Und nicht zuletzt finden sich Lehnwörter aus dem Lateinischen, Französischen, Italienischen, aber auch aus dem Niederdeutschen und Niederländischen. Der vorgermanische Wortschatz ist sehr klein, die älteren Wörter sind häufiger Simplizia, moderne Komposita. Ein durchgehender fester Zusammenhang von Wort und Sache fehlt. Die Benennung erfolgt unsystematisch. «Das Verhältnis von Wort und Sache ist vielschichtig und durch mehrere Faktoren beeinflusst. Dass zudem mit grossen regionalen Unterschieden zu rechnen ist, hat unsere Arbeit deutlich gezeigt» (S. 387), resümiert Bickel die Situation.

Dennoch ist ihm beizupflichten, dass trotz aller Einschränkungen und kritischer Vorsicht in dieser Arbeit das «Sprach- und Sachgut der Schifffahrt im Übergang von einer lokalen, handwerklich geprägten Tradition zur überregional, industriell gefertigten Produktion» festgehalten wird (S. 388).

Ein umfangreicher Anhang, ein ausführliches Literaturverzeichnis und der Abdruck des SDS-Originalmaterials runden den guten Eindruck kompetenten Umgangs mit dem Thema ab. Darüber hinaus imponiert jedoch auch, wie feinfühlig Bickel das Wort und die Sache trennt und zusammenbringt. So bemerkt der Dialektforscher, dass seine vorgefundenen Wörter an verschiedenen Seen eventuell nicht dasselbe bedeuten, und der verblüffte Schifffahrtshistoriker sieht verwundert, wie völlig unterschiedlich ein und dieselbe Sache auch auf kleinstem Raum benannt werden kann. Deshalb gehört dieses Buch in die Bibliothek beider.

Martin Beutelspacher

GÜNTER WIEGELMANN (Hg.): Volksmedizin in Nordwestdeutschland. Heilmagnetismus – «Besprechen» – Erfahrungsheilkunde. Münster/New York: Waxmann 1994. 253 S., 6 Tab., 17 Kt. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 83).

Der Sammelband fasst drei sehr unterschiedliche Arbeiten zusammen, deren inhaltliche Schwerpunkte und Methoden sich auch mit Hilfe des problematischen Oberbegriffs «Volksmedizin» – teilweise ersetzt durch den Terminus «alternativ» – nur schwerlich bündeln lassen. Wir finden zunächst die überarbeitete Fassung der 1991 in Münster angenommenen Dissertation *Annette Graverts* über «Heilmagnetismus in der Gegenwart», wobei damit der persönliche Magnetismus, das Hand-Auflegen gemeint ist (S. 1–100). Insgesamt dreizehn Heilerinnen und Heiler im «nordwestdeutschen Raum» – darunter vier aus dem Saarland, der Hocheifel und Berlin (!) – wurden gefunden, mit umfangreichem Fragebogen und ergänzenden Interviews befragt, in stark biographisch gewichtenden Texten personalisiert als «Heilerpersönlichkeiten» und schliesslich – nach Münsteraner Art – kartographiert im Hinblick auf «Ort und Dauer der Tätigkeit von Magnetisuren» (= Abb. 1) sowie «Patienten der Heilerpraxis Cornielje in ... Niederlande und ihre Herkunft» (= Abb. 2). Alles in allem erfahren wir, nach einer knappen Darstellung des Mesmerismus, vieles über die kleine Gruppe der HeilerInnen, einiges über die PatientInnen, wenigstens zunächst über die Involviertheit der Autorin in das Thema, denn in dem Kapitel «Ziele der Untersuchung» werden nur aufgeführt: «Darstellung und Praxis des aktuellen Heilmagnetismus» sowie die Frage nach dem Platz, den dieses Verfahren im Alltag der MagnetiseurInnen und ihren BesucherInnen einnimmt. Für die – über die Arbeitsergebnisse der Dissertation hinausgehende – Beschreibung einer aus Deutschland in die Niederlande emigrierten Grossklinik des Magnetismus werden die Wohnorte der Patienten anhand von Automobilkennzeichen ermittelt und die Zahl der Behandlungen auf 120000 pro Jahr hochgerechnet. Interessanter als die teilweise atemberaubenden Quantifizierungen erscheint dem Rezensenten aber der knappe Hinweis, dass zusätzliche eigene Erfahrungen als Patientin bei zwei Heilern in die Arbeit einmünden. So verwundert es nur wenig, wenn die Arbeit damit schliesst, es sei Aufgabe der volkskundlichen Forschung, dafür Sorge zu tragen, dass aus dem Nebeneinander von Medizin und Volksmedizin ein «tolerantes und verstehendes Miteinander» werde. Dies ist denn doch wohl zu praktisch gedacht im Sinne einer Gegenaufklärung.

Des weiteren ist zu berichten über die von *Günter Wiegelmann* redigierte und um «Karteninterpretationen und generelle Gesichtspunkte» erweiterte Magisterarbeit von *Beate Schubert* von 1992 über «Regionale Unterschiede beim Besprechen von Krankheiten im frühen 20. Jahrhundert» (S. 171–239). Es handelt sich dabei um die Auswertung der Frage 185 des «Atlas der deutschen Volkskunde» (ADV), in der es um Besprechen von Krankheiten geht. Dabei verblüfft die kritiklose Übernahme von Fragestellungen, die sich in der «Deutschen Mythologie» Jacob Grimms finden, für die Gustav Jungbauer 1934 in seinem «Grundriss der Volksmedizin» «bereits einen informativen Überblick bieten» soll, und die 1930–1935 für den ADV in Fragebogen gekleidet wurden. Wie damals üblich, forderte man die sogenannten Gewährsleute, die in der Magisterarbeit völlig kritiklos als Lieferanten von quantifizierbaren Daten hingenommen werden, schon durch die Fragestellung zur Konstruktion von Antworten auf, etwa wenn als BesprecherIn schon vorgegeben werden: «z. B. Schäfer, alte Frau, man bespricht sich selbst». Die Ergebnisse der Auswertung der ADV-Frage 185 – «einige mentale Orientierungen in der nordwestdeutschen Bevölkerung», die sich auf West-Ost-Unterschiede in den Bereichen Volksmedizin und Volksglauben beziehen (auch in dieser Arbeit werden die zentralen Begriffe nicht definiert) –, scheinen durch die Auskartierung eine These Jungbauers aus den dreissiger Jahren teilweise zu bestätigen und durch zeitlich parallele Kartographierungen des niedersächsischen Stammeskundlers Wilhelm Pessler nicht zu widerlegen zu sein. Wir stellen fest: Die Fragen waren «gut» gestellt und wurden «richtig» beantwortet!

Beim ältesten Text, «Volksmedizin in Westfalen – aufgrund einer schriftlichen Befragung 1943/44» (S. 111–170), handelt es sich um den Hauptteil einer medizinischen Dissertation von *Adelheid Hüffer* aus dem Jahre 1945, die – unter Mithilfe der Volkskundlichen Kommission in Westfalen und des Westfälischen Heimatbundes – in den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges angefertigt wurde. Die Befragung erfasste als Gebiet «Westfalen und nördlich angrenzende Regionen». Der Fragebogen ist nicht erhalten. Die Berichtsorte liessen sich aber kartieren (Abb. 3). Das Ergebnis, eine Auflistung nach Krankheiten und Heilpraktiken, erinnert in seiner Form, bedingt durch Anhäufungen von Varianten, an die Artikel des «Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens». Zwischen «Infektionskrankheiten» und «Kinderkrankheiten» finden wir «Geburtshilfe». Wie wir erfahren, gehört dazu: starker Bohnenkaffee (Buldern) oder Kaffeebohnen in Milch gekocht (Emstek) fördern die Wehen ... das Neugeborene sollte mit Alkohol gewaschen werden, den die Hebamme im Mund vorwärmte, meist blieb dann allerdings nur noch der Speichel der Hebamme übrig (Hiddenhausen) ... die Wöchnerin musste streng das Bett hüten

und durfte weder Bett- noch Leibwäsche wechseln (Catenhorn) usw., usw. Gut zwei Druckseiten lang finden sich solche an Kalauer erinnernde Ratschläge, womit durch die Autorin unbemerkt die industrialisierte Gebärpraxis während der Nazizeit beschrieben wird. Denn «Volksmedizin», wie sie hier beschrieben und erfasst wurde, scheint diese nur nachzuäffen. Kein Wort fällt dagegen, welches Hilfe für die Gebärenden andeutet; keine sinnvolle Alternative im Hinblick Hausgeburt; keine Möglichkeit wird erwähnt, der werdenden Mutter Angst und Schmerzen zu lindern.

Versuchen wir zusammenzufassen: Gemeinsam ist den Artikeln dieses Buches der stets wiederkehrende Versuch, durch Zeichnen von Karten (früher geographische Methode genannt) eine neue Erkenntnisebene der Verifizierung von wissenschaftlichen Ergebnissen zu erreichen. Dass dies aber nur gelingen kann, wenn die Fragestellungen der Forschung von entsprechendem Niveau sind, sollte mit dieser Rezension gezeigt werden. Ältere und vor Jahrzehnten angelegte Untersuchungen – gerade in dem sensiblen Bereich von Medizin und Körperlichkeit – sollten vor einer Publikation auch nach unseren heutigen Kriterien bewertet werden, d. h. es sollte dabei jedesmal überlegt werden, ob ein Text oder eine Datenerhebung unserer «Ahnen» unserer aktuellen Form von Erforschung der Alltagskultur(en) und deren Differenzierung z. B. nach Milieu, Lebensstil, Alter, Geschlecht und soziale Gruppen unkommentiert zugeordnet werden kann – oder ob dadurch Anstoss erregt werden kann. *Rainer Alzheimer*

REINHARD SCHMOOK: «Gesunkenes Kulturgut – primitive Gemeinschaft». Der Germanist Hans Naumann (1886–1951) in seiner Bedeutung für die Volkskunde. Wien: Helmut-P.-Fielhauer-Freundeskreis/Gesellschaft für Volkskunde und Kulturanalyse 1993. 214 S. (Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, 7).

Reinhard Schmooks Arbeit zur wissenschaftsgeschichtlichen und biographischen Verortung von Hans Naumann stellt einen ernstzunehmenden Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Volkskunde vor und während des Dritten Reiches dar. Gerade die Bedeutung des Themas und das absehbare Interesse in weiteren Fachkreisen, das – wie eine kommentierende Zusammenstellung am Ende des Texts (S. 111–130) belegt – sich bis heute an Naumann und insbesondere seinem Modell vom «gesunkenen Kulturgut» erhalten hat, lassen indessen Erwartungen aufkommen, die der vorliegende Band nicht voll einzulösen vermag. Nicht immer liegt die Verantwortung dafür bei Schmook, sondern beispielsweise und vor allem in der Entstehungs- und Publikationsgeschichte der Arbeit: Ursprünglich entstanden als Dissertation an der Humboldt-Universität in Berlin bei Wolfgang Jacobeit (in der damals noch existierenden DDR), erfolgte die Publikation erst 1993, also eine geraume Zeit nach den politischen Veränderungen der Wende. So werden – obwohl James R. Dow und Olaf Bockhorn als verantwortliche Redakteure des Bandes im Geleitwort von einer Überarbeitung sprechen – namentlich die Argumente in den Überlegungen zur Nachwirkung Naumanns, aber auch einzelne Gewichtungen und, besonders zentral, die Einschätzung der Naumannschen Thesen durch Schmook generell, verständlich. Kaum zeitbedingte Umstände hingegen sind dafür in Anspruch zu nehmen, dass man sich das Naumann-Bild, welches Schmook entwirft, noch prägnanter und konturierter wünschte: Die Ausführlichkeit, mit welcher der Autor Quellenbelege zur Person Naumanns zitiert, korrespondiert zu wenig mit einer (quellen)kritischen Analyse und eigenen Interpretationsansätzen. Diese Vorsicht hat aber auch ihr Gutes, bewahrt sie doch den Verfasser vor überzogenen oder zu wenig abgestützten Schlüssen. Hält sich Schmook mit persönlichen Stellungnahmen zu Naumann eher zurück, erlaubt er sich auf der anderen Seite indessen recht schnell qualifizierende Aussagen über einzelne volkskundliche Forscherpersönlichkeiten der Nachkriegszeit. Was im abschliessenden fünften Kapitel als «Stellungnahmen zur Person und zu den volkskundlichen Thesen Hans Naumanns nach 1945» angetönt wird, hätte nicht nur einer ausführlicheren Einleitung, in der man sich auch die Herausarbeitung und Darlegung einer eigenen Position gewünscht hätte, gut angestanden, sondern eine ausführlichere und differenziertere Würdigung der einzelnen Positionen verdient.

Bei all dieser einschränkenden Kritik hat die Arbeit aber durchaus auch positive Seiten: Schmook gelingt es vor allem, die Person Hans Naumanns als eigentümlich «naiver», germanentumsbegeisterter Wissenschaftler einerseits, aber ebenso schillernd-effektvoller akademischer und politischer Redner andererseits herauszuarbeiten. In der Schilderung dieses Zwiespalts der Person Naumanns liegt denn auch das hauptsächliche Verdienst der Arbeit Schmooks. Er versteht es, ausgehend von den Rehabilitationsakten Naumanns und anhand weiteren Aktenmaterials den Werdegang des Wissenschaftlers Naumann, seine Verehrung des Führertums- und Gefolgschaftsprinzips sowie seine Begeisterung für das Germanentum, wie es sich in seinen akademischen Veranstaltungen und Reden, aber auch in seiner

Tätigkeit als Festredner beispielsweise aus Anlass der Bücherverbrennung in Bonn oder von Führer-Geburtstagen äussert, vor Augen zu führen. Die Zweispurigkeit Naumanns, der sich gleichzeitig ebenso für Thomas Mann wie für eine jüdische Mitarbeiterin einsetzen konnte, ist indessen nicht nur auf seine Person beschränkt, sondern spiegelt sich in der Rezeption seines Werkes, namentlich der Bücher zur «Primitiven Gemeinschaftskultur» und zu den «Grundzügen der deutschen Volkskunde». So hat ausgerechnet die Frage des primitiven Gemeinschaftsgutes den oft glühenden Verehrer der auf das Germanentum referierenden Bestandteile der NS-Ideologie in einen Konflikt mit der staatlich gelenkten und kontrollierten NS-Volkskunde gebracht. Kritik entstand insbesondere an der Frage einer primitiven Gruppeneigenschaft, die sich kaum mit der überhöhten Zeichnung des Bauertums in der Blut-und-Boden-Ideologie vereinbaren liess. Darüber hinaus wurde seine Zweischichtentheorie nicht nur als zu liberal eingestuft, sondern es wurde ebenso bemängelt, dass das «Volksganze» damit «zerrissen» und mithin abgewertet wurde.

Obwohl die Dichte der Ausführungen Schmooks zur Produktions- und Rezeptionsgeschichte der Naumannschen Hauptwerke hinter denjenigen zur Biographie bzw. zur Person zurücksteht, sind darin doch übersichtlich und in knapper Form Vorbilder, Gegen- bzw. Alternativpositionen und nicht zuletzt die Rezeptionsgeschichte der Naumannschen Überlegungen zur Volkskunde aufgeführt, die ihm trotz seiner fatalen ideologischen Position einen Platz in der *scientific community* sicherten – ebenso wie sie ihn in Widerstreit zur NS-Volkskunde des Amtes Rosenberg, vor allem von Matthes Ziegler, brachten. Besonders dort, wo es Schmook gelingt, die diesbezüglichen (erfolglosen) Anpassungsversuche Naumanns in späteren Auflagen seiner Werke, aber auch die (erfolgreicheren) etlicher seiner Fachkollegen nachzuzeichnen, wird die Feinmechanik der Wechselwirkungen zwischen Ideologie und Wissenschaft deutlich einsichtig. Der Volkskundler Naumann wurde so, trotz seiner Bemühungen um Anpassung, zurückgebunden und erschien den Hütern der NS-Ideologie obsolet, der Germanist und Rhetor Naumann aber sicherte sich trotz dieser Anfeindungen (und der Entfernung aus dem Rektorenamt in Bonn) Platz und Anstellung im Universitätsbetrieb.

Schmooks Untersuchung zu Naumann vermittelt so alles in allem ein ansprechendes Bild einer streitbaren und umstrittenen, einer (nicht nur im positiven Sinn!) schillernden Persönlichkeit und löst damit eines der beiden selbstgesteckten Ziele – die Erhellung der Bewertung der Persönlichkeit Naumanns und ihres volkskundlichen Wirkens – ein. Hinter der dominierenden Ausrichtung auf Biographisches steht indessen die ebenfalls angekündigte Auseinandersetzung mit der Bedeutung Naumanns für die Geschichte der Volkskunde deutlich zurück, und es bleibt zu hoffen, dass etwa die Beschäftigung mit den in den resümierenden Schlussthesen angedeuteten Desideraten (besonders S. 212f.) zur weiteren Verortung Naumanns im fachlichen Diskurs und Kontext beitragen wird. *Thomas Hengartner*

SPIEGELBILDER. Was Ost- und Westdeutsche übereinander erzählen. Projektgruppe Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Leitung: Bernd Jürgen Warneken; Red.: Elisabeth Eicher u. a. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1995. 379 S., Abb.

Auf dieses Buch trifft die Feststellung zu, dass gut beschriebene empirische Untersuchungen des Alltags bei ihrem Erscheinen zu einer ernstzunehmenden Kulturgeschichte werden. *Bernd Jürgen Warneken* hat sich seit der Wende einen Namen gemacht als Beobachter des kulturellen Wandels, zunächst in der DDR, dann im vereinigten Deutschland. Als im September 1995 dieser Bericht über ein studentisches Empirie-Projekt erschien, welches 1992/93 die Datenerhebungen durchführte, waren gut zwei Jahre vergangen, bis zum Schreiben der hier abgedruckten Rezension wiederum zusätzlich ein Dreivierteljahr. Wir erhoffen uns, dass in Tübingen auch über den zwischenzeitlich abgelaufenen deutsch-deutschen Kommunikationsprozess weitergeforscht wurde, denn der immer noch andauernde Konflikt verdient weiterhin unsere Aufmerksamkeit.

Zum Inhalt: 1992 schien der Vorgang des «Zusammenwachsens» von «Ossis» und «Wessis» einen Höhepunkt seiner Desolation erreicht zu haben. Dies wird durch 410 «Erlebniserzählungen» dokumentiert, die den Anhang – aber dies ist vielleicht der wichtigste Teil dieses Buches – ausmachen: 174 Bewohner der ehemaligen DDR berichteten den Interviewern während einer Exkursion nach (Ost) Berlin über die Fremden aus dem Westen, 236 Westdeutsche wurden – meist in ihrer Heimat – befragt. Wie zu erwarten war, ergibt sich in dieser wahrlich interkulturellen Kommunikation das Bild einer Auseinandersetzung zwischen Starken und Schwachen. Der Titel «Spiegelbilder» will aussagen, dass die aggressiven Verhaltensweisen, die strenge Stereotypisierung der Anderen ein gegenseitig bedingtes Verhalten ist. Dies gelingt durch klug strukturierte und gut aufeinander abgestimmte Auswertungen des Erzählkorpus sowie durch einige exemplarische Ausweitungen des Stoffes, etwa durch Pressenachricht-



ten. Die knapp zwanzig studentischen AutorInnen – zwei Artikel des Bandes stammen von Warneken selbst – gliedern ihre Ergebnisse in fünf Grossgruppen, die keine Überschriften tragen, aber an Inhalten aufbieten: Sprachtheorie und Rezeptionsanalyse; kritische Überprüfung der Autostereotypik der Projektgruppenteilnehmer und Geschlechtsspezifität; Stereotypik des Umgangs zwischen «Ossi» und «Wessi»; neues Ostbewusstsein; Presseberichterstattung und Sagenbildung.

Doch zurück zur Sammlung von Erzählungen. Im Gegensatz etwa zu Brednicks Kompilationen moderner Sagen, die ab dem zweiten Band (1991) ebenfalls Geschichten enthalten, in denen Ängste der Deutschen nach der Vereinigung sich abbilden, und die als kollektives Wissen der Gattung Sage eine gemeinsame Wirklichkeit bestätigen sollen, wurde hier alltäglich erzählt und damit individuelle Lebenserfahrung ausgedrückt. Und dies führt zu drastischen Darstellungen gegenseitiger Achtung und Verachtung. Die Interviewtexte sind Zeitdokumente besonderer Art, nämlich Ausdruck des geradezu überschnellen Wandels der Sicht des Anderen, Versuche, sich anzunähern oder abzugrenzen. Für die Ostdeutschen scheint das Erzählen über die Westdeutschen häufig einen Verzweiflungsakt zu symbolisieren, der verlorenen Selbstwert wiederherstellen soll. Die aufflammenden Emotionen in den aufgezzeichneten Texten sagen mehr aus über den Zustand des brennenden kulturellen Konfliktes, als die Quelleninterpretation, biographische Hinweise oder Performanzbeschreibungen könnten. Das macht diesen Erzählungsband einmalig in seinem Ertrag und zur Pflichtlektüre für empirisch Forschende.

Warnekens Kapitel über «Mord. Geschichten über eine spezielle Form ostwestdeutscher Begegnungen» ist sehr stringent geschrieben und gleichzeitig auch als Schlusswort konzipiert. Anhand von Berichterstattungen ostdeutscher Boulevard-Blätter wird verdeutlicht, dass dort Wünsche angesprochen werden, die die Eliminierung der übermächtigen und mit ihrer Überlegenheit protzenden «Wessis» als befreiende Tat herbeisehnen. Kommen zu solchen Aversionen noch sexuelle Beleidigungen, so klingt das in den Balkenüberschriften des Regenbogen-Journalismus für ostdeutsche Männer wie folgt: «West-Frau lachte über nackten Ossi. Kehle durchgeschnitten. Vorher hatte sie noch das schlimme Wort «Schlappschwanz» gesagt.»

Sicherlich nicht zu Unrecht wird daran erinnert, dass während des Zeitraums der Aufzeichnungen dieser Interviews die öffentlichen Aggressionen gegen Fremde in der ehemaligen DDR zahlenmässig anwachsen. Denn nicht der Krieg gegen die Westdeutschen sei ausgebrochen, der ja ein Bürgerkrieg geworden wäre. Damals wurde ein neuer kollektiver Gegner ausgemacht, der schwächer war als man selbst.

In dem beharrlichen Verfolgen und Aufzeichnen von Einstellungen und Meinungen, vom Fluss der Alltagsbewegungen liegt die Stärke empirischer Kulturforschung, die hier eindrucksvoll präsentiert wird. Lobenswert ist die Souveränität, mit der ein studentisches Projekt zu Ergebnissen geführt wurde.

*Rainer Alsheimer*

SPRACHATLAS DER DEUTSCHEN SCHWEIZ. Hg. von Rudolf Hotzenköcherle. Fortgeführt von Robert Schläpfer, Rudolf Trüb, Paul Zinsli. Band VII: Wortgeographie IV, Haus und Hof. Unter der Leitung von Rudolf Trüb bearbeitet von Doris Handschuh, Elvira Jäger, Christian Schmid-Cadalbert, Rudolf Trüb. Basel: Francke Verlag 1993. 280 S., davon 210 Karten, 550 Abb.

Die Erarbeitung von wissenschaftlichen Grundlagenwerken sind eigentliche Grossunternehmen und erfordern eine langfristige organisatorische, personelle und finanzielle Planung. Das wird besonders deutlich, wenn zu den wichtigen schweizerischen Publikationen der Linguistik und Volkskunde das Jahr der ersten Lieferung genannt wird:

- Die Wörterbücher der vier Sprachgebiete («Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache/Schweizerisches Idiotikon», seit 1881; «Glossaire des patois de la Suisse Romande», seit 1924; «Dicziunari rumantsch grischun», seit 1939; «Vocabolario dei dialetti della Svizzera italiana», seit 1952).
- Die Publikationsreihe «Die Bauernhäuser der Schweiz», bisher 16 Bände, 1965–1995.
- Der «Atlas der schweizerischen Volkskunde/Atlas de Folklore suisse», 1950–1995.
- Der «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz». Karl Jaberg und Jakob Jud. 8 Bände, 1928–1940.
- Der «Sprachatlas der Deutschen Schweiz», seit 1962, dessen siebter, vorletzter Kartenband hier anzuzeigen ist.

Der wissenschaftliche Betrieb an den Universitäten und den kulturgeschichtlichen Museen ist ohne diese Werke nicht mehr vorstellbar. Dabei sollte nicht vergessen werden, welchen Mut und welche Überzeugungskraft es damals brauchte, diese Werke in die Wege zu leiten und deren Zukunft zu sichern.

Die Grundlagen für die Bände des Sprachatlasses wurden in den Jahren 1939–1958 von Exploratoren in fast 600 Ortschaften im deutschsprachigen Teil der Schweiz erfasst. Die kartographischen Schaubilder geben die Sprach- und Sachsituation in der Zeit um 1950 wieder. Da aber auch die Erinnerungen der Gewährsleute notiert worden sind, reicht die historische Tiefe bis ins letzte Jahrhundert. Zudem ist das räumliche Nebeneinander auf den Karten – ähnlich wie im «Atlas der schweizerischen Volkskunde» – mit Hinweisen auf die zeitliche Stellung verbunden worden.

Der Titel des anzuzeigenden Bandes lautet lapidar: «Wortgeographie IV». Die ersten drei Bände galten der Laut- und Formengeographie. Der Untertitel «Haus und Hof» umschreibt das behandelte Sachgebiet, das an einzelne Kapitel der vorangegangenen Bände anschliesst (Wohnen, Kleiden). In Ergänzung zu den früheren Bänden gelangen zusätzliche Darstellungsmittel zur Anwendung (Karten zur Verbreitung von Sachtypen, Zeichnungen von den behandelten Objekten, Fotos und Planzeichnungen von Gebäuden und Gebäudeteilen).

Besonders zu würdigen sind die ausführlichen, vielfach durch Karten ergänzten Einleitungen, welche die Sachgruppen bäuerlicher und häuslicher Arbeiten beschreiben (z. B. Viehtränke, Transport von Milch und Wasser, Waschen mit Aschenlauge, Brotbacken, Butterherstellung, die rechtlichen Verhältnisse über Backbrauch, über Eigentum an Backhäusern und Stallscheunen).

Die Sachgruppe «Haus» ist in jeder Hinsicht bewundernswert. Zwölf Seiten mit Fotos, Planzeichnungen zur Architektur, mit einer Karte der Bauernhaustypen sind dem Kapitel zur Terminologie und Raumstruktur vorangestellt. Die Wortgeographie und die Raumfunktion der Haupt- und Nebenräume wird mit gut lesbaren Kartenzeichen für jeden Raum des Gebäudes angegeben. Hier ist nicht nur eine Synthese von bereits Bestehendem geleistet worden, sondern eine wissenschaftliche Durchdringung und Neuformulierung von Zusammenhängen. Wer oft gestellte Fragen zur vergleichenden Hausforschung (Benennungen, Typen, Verbreitung, Verwendungszweck ländlicher Gebäude) der deutschsprachigen Schweiz kompetent beantwortet haben möchte, wird mit Vorteil den Band IV des Sprachatlasses konsultieren; es werden wenige Fragen übrigbleiben, für deren Beantwortung auf die Spezialliteratur zurückgegriffen werden muss.

Der Sprachatlas muss auch als ein Hilfsmittel für kulturhistorische Sammlungen in besonderer Weise gewürdigt werden. Er sollte bekannt gemacht, empfohlen und angeschafft werden. Es ist zu hoffen, dass er in wenigen Jahren für die grossen und kleinen Sammlungen (auch die Ortsmuseen der deutschsprachigen Schweiz gehören dazu) ein unentbehrliches und selbstverständliches Arbeitsinstrument darstellen wird.

Zu den Grundinformationen über ein Objekt einer kulturhistorischen Sammlung gehört zunächst mindestens ein *Wort* (Bezeichnung, Name, Begriff), die *geographische Herkunft* (Gebrauchsort, Herstellungsort) und eine *Zeitstellung*. Gesucht wird in den Sach-Katalogen (Thesauri, Wortlisten) nach «Wörtern», die nach Funktionszusammenhängen geordnet sind. Das Resultat des Suchvorganges ist jedem vertraut, der in einem Bibliothekskatalog Literatur zusammenstellt: Das Ergebnis ist vom zugrundeliegenden Bibliotheks-«Thesaurus» abhängig.

Der Inventarisierungsvorgang für eine kulturhistorische Sammlung verläuft allerdings in der Praxis umgekehrt: Gesucht und gefunden werden muss zunächst das (hochdeutsche) «Wort» für eine unbekannte «Sache» aus einem fremd gewordenen, im besten Falle vage vermuteten Sachzusammenhang. Die mit der Inventarisierung einer Sammlung betrauten Personen stehen oft hilflos und verzweifelt vor manchem Objekt, da ihnen weder dessen Bezeichnung noch dessen Funktion bekannt sind. Diese Situation wird sich vermutlich in Zukunft rasch verschlimmern.

Eine Inventarisierung verläuft zunehmend häufiger über ein «Bild» zur «Sache» und zum «Wort». Als Hilfsmittel haben sich in der Praxis zwei Vorgehensweisen bewährt: Man lässt in den Magazinen (Studiensammlungen) vergleichbare Objekte suchen und das neue Objekt nach dem bestehenden Katalog benennen. Eine zweite Möglichkeit bieten die Bildwörterbücher; gesucht werden muss das «Bild» eines vergleichbaren Objektes, dem eine im günstigen Fall brauchbare hochdeutsche Bezeichnung beigegeben ist.

Für die unentbehrliche museale Kärnerarbeit ist der vorliegende Band des Sprachatlasses eine kaum hoch genug einzuschätzende Hilfe. Die Schautafeln mit den gezeichneten Sachtypen sind zudem mit monographischen Einleitungen für den kulturhistorischen Sachzusammenhang begleitet. Wer direkt über «Wörter» inventarisieren kann, dem steht ausserdem ein ausführliches Titel- und Sachregister zur Verfügung.

Zur Darstellung der Brauchbarkeit dieses Registers sei eine unvollständige Wortliste aus den Titeln der Schaubilder erstellt. Sie ist aufgrund von Erfahrungen nicht nach Sachzusammenhängen oder nach Materialien, sondern alphabetisch, in der Art der Wörterverzeichnisse der Bildwörterbücher geordnet:

Aufrahmgefäß, Backgerät, Brotgestell, Brotschieber, Brühgefäß, Butterfass, Drehbutterfass, Einsalzgefäß, Futtergefäß, Hohlmass, Knetgefäß, Kehrlichtbesen, -schaufel, Kirschkernsack, Körbe, Lagel, Längel, Melkgefäß, Milchtransport-Gefäß, -Fahrzeug, Ofenbesen, -krücke, Rahmgefäß, Rückentraggefäß, Rührbutterfass, Salzbehälter, Schöpfgefäß, Traggestell, Transportgerät, Verpflegungsgefäß, Viehtränkgefäß, Vorhängeschloss, Wäschereigerät, Wäschebottich, Waschseilstütze, Wassergefäß, Wetzsteinbehälter.

Diese Übersicht führt vor, was das Titel- und Sachregister des Sprachatlasses zu leisten vermöchte, wenn es in die Wortlisten der musealen Sachkataloge überführt würde. Zur überregionalen Vergleichbarkeit könnte die Arbeit der Überführung in EDV-gestützte Wortlisten verdienstvollerweise von Institutionen geleistet werden, die sich mit Bundesmitteln um Datenbanken kulturhistorischer Sachgüter bemühen.

*Theo Gantner*

KATHRIN PÖGE-ALDER: Märchen als mündlich tradierte Erzählungen des *Volkes*? Zur Wissenschaftsgeschichte der Entstehungs- und Verbreitungstheorien von *Volksmärchen* von den Brüdern Grimm bis zur Märchenforschung in der DDR. Frankfurt a.M./Berlin/Bern: Peter Lang 1994. 340 S. (Europäische Hochschulschriften: Reihe I, Deutsche Sprache und Literatur, 1479).

In ihrer wissenschaftshistorischen Dissertation befasst sich Kathrin Pöge-Alder mit richtungweisenden Theorien zu Genese und Verbreitung von Volksmärchen. Ein erster Teil behandelt die Primordien der Märchenforschung, die Ausbildung des romantischen Paradigmas (Johann Gottfried Herder, Georg Gottfried Gervinus, die Brüder Grimm). Der zweite Teil widmet sich der «Migration als Verbreitungsprinzip» und erörtert demzufolge die Theorien des Sanskritisten Theodor Benfey, der Indien als *das* Märchenland betrachtete, und die geographisch-historische Methode der «Finnischen Schule». Das dritte Kapitel beinhaltet das Ursprungsprinzip der Polygenese, das heisst die verschiedenen Ausprägungen anthropologischer Theorien (Theodor Waitz, Adolf Bastian, Edward Burnett Tylor, Andrew Lang, Wilhelm Mannhardt [dessen Werk für die Geschichte der Märchenforschung bisher nur spärlich ausgewertet wurde], Wilhelm Wundt, die psychoanalytischen Theorien von Sigmund Freud und Carl Gustav Jung). Das vierte Kapitel gilt der Strukturanalyse von Vladimir Propp und ihrer Rezeption vornehmlich in Osteuropa (die intensive Propp-Rezeption in Italien und Frankreich bleibt unerwähnt).

Alle diese Theorieanalysen und -diskurse, woraus die Dominanz des romantischen Paradigmas ersichtlich wird, dienen der Vorbereitung des letzten Teils: der Märchenforschung in der ehemaligen DDR. Die Autorin, die als Germanistin in Leipzig 1985 mit den Vorarbeiten zu dieser Studie begann, kurz nach der politischen Wende nach Paderborn zog und 1991 bei den Hamburger Germanisten Jan-Dirk Müller und Jörg Schönert promovierte, löst mit ihrer Zusammenschau von Institutionen- und Theoriegeschichte der Volkskunde in der Ex-DDR ein Forschungsdesiderat mit Akribie ein. Im Zentrum steht die anhand des Typoskripts genau nachgezeichnete, aus unerfindlichen Gründen nie gedruckte Habilitationsschrift (erschienen ist bloss ein Auszug) «Der soziale Gehalt und die soziale Funktion der deutschen Volksmärchen» (Berlin 1955) von Waltraud Woeller. Dieser Forscherin fiel die nicht einfache Aufgabe zu, die in der sozialdemokratischen Bildungsarbeit der Weimarer Zeit als undemokratisch, chauvinistisch, grausam und eskapistisch bewerteten Märchen für eine neue nationale Kulturpolitik positiv umzupolen. Konkret galt es, die «exakte Gesellschaftskritik des deutschen Volksmärchens» aufzudecken. Als Promotor hinter diesem Vorhaben stand Wolfgang Steinitz, nach dem populäre Traditionen «als direkter, klar formulierter Ausdruck des sozialen Protestes gegen die herrschenden Klassen und ihre Unterdrückung» interpretiert werden sollten. Obwohl historisch orientierte Inhaltsanalysen von Märchen ein begrüssenswertes Novum darstellten, arbeitete Woeller, wie Rudolf Schenda bereits 1982 und 1984 festgestellt hat, mit ahistorischen romantischen und anthropologischen Prämissen, so dass sie mangels präzisen sozialgeschichtlichen Zugriffen den in vielen Märchen verpackten systemstabilisierenden Botschaften – meist landet ein Einzelheld im individuellen Reichtumsglück – nicht auf die Spur kommen konnte.

Kathrin Pöge-Alder ist es gelungen, komplexe Sachverhalte wissenschaftlich souverän zu diskutieren und sprachlich konzis zu präsentieren. Allerdings bleiben trotz der beeindruckenden Materialausbreitung – leider fehlen hilfreiche Indices – störende Lücken bestehen. Obwohl die Autorin sich von den Wissenschaftspositionen ihrer ehemaligen Mentoren zu Recht distanziert hat, verharrt sie im alten DDR-Konzept des Verschweigens westlicher Forschungsansätze und -resultate. Oder ist es schlicht und einfach Unkenntnis, wenn Schendas innovative kommunikations- und sozialhistorische Studien zur Märchenforschung mit keinem Wort erwähnt werden? Dasselbe gilt aber auch für die modellhafte Studie «Volkserzählung und Wirklichkeit» von Helge Gerndt und die wichtigen Arbeiten von Dietz-Rüdi-

ger Moser zur genetischen Abhängigkeit zahlreicher Märchen von christlichen Moral- und Glaubenslehren. Wer sich also mit den neuen sozialgeschichtlichen und mentalitätshistorischen Verfahrensweisen in der volkskundlichen Erzählforschung ernsthaft auseinandersetzen will, kann deren Problemfragen nach dem Wirklichkeitsgehalt von Märchen nicht ausweichen.

*Ursula Brunold-Bigler*

KLAUS GRAF: Sagen rund um Stuttgart. Karlsruhe: G. Braun 1995. 224 S., ill.

Seit Beginn der einschlägigen Sammlungstätigkeit wählte man als Prädikat der beliebten Sagenanthologien die unverfälschte Überlieferung über Jahrhunderte, gesammelt aus dem Munde der Dorfältesten. In der jüngsten Vergangenheit sind nun kultische Steine und keltische Haine zu den Absatzgaranten vermehrt esoterisch angehauchter Sagenpublikationen geworden. Von der Vielzahl solcher «volkskundlichen», «geschichtlichen» und «urgeschichtlichen» Publikationen hebt sich die hier vorgestellte grundsätzlich ab. Klaus Graf zeigt mit seinen «Sagen rund um Stuttgart», dass man populäre Veröffentlichungen durchaus mit wissenschaftlicher Seriosität realisieren kann.

Der Bielefelder Sozialhistoriker, dessen volkskundlichem Interesse wir bereits einige Arbeiten zur Erzählforschung verdanken<sup>1</sup>, legt nun ein Buch mit über 260 Texten von Sagen vor. Die Hälfte davon ist unpubliziert; der Autor spürte in Archiven handschriftlichen Texten nach und konnte zudem zehn Sagen persönlich aufnehmen. Als Ergebnis liegt nicht ein weiteres Beispiel des nach kommerziellen Überlegungen fabrizierten Sagenkitsches vor, sondern im Originalton belassene und geographisch gegliederte Texte. Diese sind mit Bildmaterial illustriert, das vom Holzschnitt des 15./16. bis zum Stahlstich des 19. Jahrhunderts reicht. Interessierte Laien wie wissenschaftlich Tätige schätzen das Literaturverzeichnis und das Orts- und Sachregister (letzteres enthält z. B. auch die neueren Stichworte «Erzählsituationen» und «Anti-Sagen»).

Speziell erwähnen möchte ich die allgemein verständliche Einleitung: In wissenschaftlicher Selbstreflexion betrachtet Klaus Graf nicht nur, was Sagensammler aus den Erzählungen gemacht haben. Der Autor zeigt auch auf, mit welchen Untertönen das «Volk» selbst diese Sagen im Verlauf der Zeit versehen hat – vom plumpen Chauvinismus bis hin zur Abstempelung von Mitmenschen als Hexen. Graf weist auch darauf hin, wie aus populären Lesestoffen (etwa aus den Ritter-Schmökern), aus okkulten Strömungen oder im konkreten Fall aus der beliebten «Stuttgarter Stadtglocke»<sup>2</sup> Sagen hervorgingen und bis heute nachleben. Die oft aus recht jungen Quellen fließende «Überlieferung» analysiert der Autor auch in ihrem Umfeld: Wenn diese Sagen etwas aussagen, dann sicher nicht etwas über eine mythische Vergangenheit, sondern über die *Erinnerungskultur* und über das *Geschichtsverständnis* jener Jahre, in denen sie kursierten.

Der Wert der vorliegenden Veröffentlichung liegt demnach nicht nur in ihrem hohen Anteil bisher unveröffentlichten Materials, sondern auch im Verdienst, neue wissenschaftliche Methoden und Erkenntnisse in einem sprachlich verständlichen Stil zu vermitteln. Da dies in einem ansprechend gestalteten Buch geschieht, dürften die «Sagen rund um Stuttgart» Beachtung erfahren. *Werner Bellwald*

ALICE GÁBORJÁN: Szürujjasok. Budapest: Néprajzi Múzeum 1993. 132 S., Abb. (Catalogi Musei Ethnographiae = A Néprajzi Múzeum tárgykatalógusai, 1).

Das Ethnographische Museum in Budapest präsentiert seine Bestände an Lodenjacken in einem Katalog, der auf einer sorgfältigen textil- und stilkundlichen Analyse aufbaut. *Szür* geht etymologisch auf das Wort *szürke* («grau») zurück und meinte die Farbe des gewobenen Wollstoffes, der in der deutschen Zusammenfassung am Ende des Katalogs mit «Loden», in der englischen aber mit *felt* («Filz») wiedergegeben wird. Unter *szür* versteht man heute einen ungarischen Bauernmantel aus grobem Tuch aus ungebleichter Schafwolle, mit farbiger Stickerei. *Szürujjasok* sind Jacken aus ursprünglich leicht variierten Lodenstoffen, die traditionell in schmalen Streifen gewoben und dann zusammengesetzt und von Hand zusammengenäht wurden. Die Grundlage der Studie sind die Schnittmuster der Lodenjacken, welche die Verfasserin von den Originalen abgenommen und in drei Sichtweisen aufgezeichnet hat. Es ergaben sich drei Grundtypen von Jacken; diese wurden sodann mit Kleidungsstücken aus der Land-

<sup>1</sup> Zuletzt der Artikel «Sage» im *Lexikon des Mittelalters*, München/Zürich 1995, Bd. 7, Sp.1254–1257.

<sup>2</sup> Ein Blatt, das 1844 erstmals erschien und dessen Rezeption Graf auf Seite 55ff. exemplarisch nachgeht.

nahme- und der Türkenzeit, aber auch mit jenen auf zeitgenössischen Bildern verglichen. Dabei lässt sich die Entwicklung des kaftanähnlichen Mantels sowie der davon abgeleiteten Jacken bis in den Fernen Osten zurückverfolgen. In Europa beginnt der vorne offene Mantel Ende des 14. Jahrhunderts sich durchzusetzen. Ungarn ist in diesem traditionell asiatischen Kleidungsstück der westlichste Exponent, und man muss ihm eine Vermittlerrolle bei seiner Verbreitung in Europa zuerkennen.

Die beiden ersten Gruppen zeigen Jacken mit geraden Schnitten und Nähten; wichtigstes Kriterium für die Unterteilung war, ob die Jacken einen Vorderzusatz haben (zweite Gruppe) oder nicht (erste Gruppe). Die bogenförmigen Schnitte der dritten Gruppe (die einen Übergangstypus darstellt) führten mit der Zeit zu neuen Stoffen, die den althergebrachten gewobenen Wollstoff und die daraus gefertigten Jacken ablösten.

Dank der kurzen, aber übersichtlichen und substantiellen Zusammenfassungen ist der Katalog auch für die der ungarischen Sprache Unkundigen verständlich, und die zum Teil farbigen Abbildungen führen die Schönheit der ungarischen Volkskunst (Siebenbürgen miteingeschlossen) vor Augen.

*Paula Küng-Hefti*

PÉTER SZUHAY/ANTÓNIA BARATI (Hg.): Képek a magyarországi cigányság 20. századi történetéből. «A világ létra, melyen az egyik fel, a másik le megy.» Antropológiai fotóalbum = Pictures of the history of gypsies in Hungary in the 20th century. «World is a ladder, which some get up, some go down.» Anthropological photo-album. Budapest: Néprajzi Múzeum 1993. 365 S., 736 Abb.

Wie schon der Titel zeigt, handelt es sich um einen Bildband in einer zweisprachigen Ausgabe. Das detaillierte Inhaltsverzeichnis führt durch verschiedene Themenkreise, die das Leben der Zigeuner auf ungarischem Gebiet (Siebenbürgen miteingeschlossen) betreffen; gleichzeitig sind die Themenkreise ein Führer durch die Geschichte dieses Volkes im 20. Jahrhundert. Denn die Lebensformen und Berufe haben sich im Laufe dieses Jahrhunderts zum Teil drastisch verändert und können an den Bildern, die von 1900 bis 1993 datieren, abgelesen werden.

Die Anordnung der Bilder erhellt sich aber noch mehr, wenn man den «Epilog» liest: Es ist eine zweisprachige und in Spalten angeordnete Studie zur Geschichte der Zigeuner in Ungarn im 20. Jahrhundert (S. 339–354; Bibliographie: S. 361–363). Zuerst stellt Szuhay die Frage, wer denn Zigeuner in Ungarn sei. Grundsätzlich gibt es zwei statistische Ansätze: «Zigeuner» in der Selbsteinschätzung der Befragten oder aber «Zigeuner» in der Fremdeinschätzung durch andere (Nachbarn, Dorfbewohner, Schulen, Ämter usw.). Keiner der beiden Ansätze führt zu objektiv richtigen Werten oder Aussagen. 1893 (ca. 360 000 Zigeuner) und 1971 (320 000 Zigeuner) wurden landesweit Umfragen durchgeführt, und zwar mit dem Ansatz der Fremdeinschätzung. Dieses Vorgehen hat den grossen Nachteil, dass es Vorurteile zementiert. Längst fällig wäre ein Zensus mit dem Ansatz der Selbsteinschätzung. Aber hier ergeben sich folgende Probleme: Viele Zigeuner sprechen kein Romani mehr, bezeichnen sich selber nicht mehr als «Rom». Viele Zigeuner wurden in der Zwischenkriegszeit assimiliert oder haben sich nach dem Zweiten Weltkrieg in die ungarische Gesellschaft integriert und bezeichnen sich als «Ungarn».

Die Frage der Zuordnung muss noch unter einem weiteren Aspekt betrachtet werden: Es gibt ihn nicht, «den Zigeuner schlechthin». Einerseits vereinfacht die Studie: Die Herkunft aus Indien und das Auftreten in Europa zu Beginn der Neuzeit wird als bekannt vorausgesetzt, auf verschiedene Gruppierungen und Sprachen in bezug auf ihr Herkunftsland wird nicht hingewiesen, ausserdem ist die Studie diachron nur in bezug auf das 20. Jahrhundert. Innerhalb des ausgewählten zeitlichen und geographischen Rahmens ist sie andererseits sehr differenziert: Zwar bilden die Zigeuner, mit Ausnahme einiger erfolgreicher Künstler, die ärmste Bevölkerungsschicht, aber die sozialen Unterschiede innerhalb dieses soziologischen Stratum sind recht gross, und sie werden durch die strikte Endogamie innerhalb einer Sippe konserviert. Die soziale Zugehörigkeit drückt sich in der Lebensform einer Sippe und in ihrem Beruf aus. Das Nomadisieren und das Leben im Wald als Holzfäller, Köhler und Töpfer gibt es heute noch ausserhalb Ungarns in der Walachei (Bulgarien). Saisonbedingte Halbnomaden mit Kleingewerbe (Schmiede, Trogschnitzer) und Handel (Körbe) gibt es im heutigen Ungarn in unterschiedlicher geographischer Verteilung, in Abhängigkeit von den Rohstoffen. Die grosse Masse der Zigeuner sind Landarbeiter, meist Tagelöhner, und leben in «Kolonien» ausserhalb der Dörfer. Doch ein gewisser sozialer Wandel hat stattgefunden: Interessant ist nämlich, dass viele Zigeuner bereit waren, in «Lücken» einzuspringen, als Bauern in entvölkerten Gebieten Südungarns (z. B. in Alsószentmarton) nach dem Ersten Weltkrieg oder als Händler in Bereichen, wo nach dem Holocaust jüdische Händler fehlten. Diese ansässig gewordenen Zigeuner bilden eine neue Mittelschicht.

Gezielte Schulung sollte die Spirale des Analphabetismus, der Armut und der daraus resultierenden Kleinkriminalität durchbrechen. Doch ist die Gefahr der Segregation durch sogenannte Zigeu-

nerschulen sehr gross. Denn obwohl es auch ein «Zigeunergymnasium» gibt, werden viele Kinder in Sonderschulklassen gesteckt. Sie lernen in ihren Familien andere Fähigkeiten entwickeln und andere kulturelle Werte kennen als die ungarischen Kinder, so dass sie die Eignungstests nicht bestehen und als Schulversager gelten.

Budapest als Magnet hat die grössten sozialen Unterschiede innerhalb der zigeunerischen Bevölkerungsgruppe geschaffen: Während ein Zigeunerprimás hier zum Millionär werden kann, wird der Nyugati (der Westbahnhof) zur Notschlafstelle für obdachlose Zigeuner, die in ihrer Hoffnung auf Arbeit (und vielleicht auf schnelles Geld) bitter enttäuscht wurden.

Die neueste Entwicklung ist (europaweit) eine Stärkung des Selbstbewusstseins der Zigeuner. Ausdruck dieses (neuen) Zusammengehörigkeitsgefühls sind internationale Treffen oder auch ein Zigeunerball im Hotel Hilton in Budapest. Zurzeit stellt sich dem ungarischen Staat die Frage, ob er die Zigeuner als ethnische Gruppe (mit wenig finanzieller Unterstützung) oder als Minorität (mit viel finanzieller Unterstützung) betrachten soll. Aber auch die Zigeuner selber müssen sich entscheiden, wie sie ihre Identität sehen und behaupten wollen. Dem neu erstarkten Selbstgefühl der Zigeuner in Ungarn ist der vorliegende Bildband gewidmet. Er soll den Zigeunern erlauben, ihre eigene Geschichte kennenzulernen.

*Paula Küng-Hefti*

JÁNOS JANKÓ: Finnországi jegyzetek. (Aufzeichnungen aus Finnland. Notes on Finland). Szerkesztette és közzétette ifj. Kodolányi János. Budapest: Néprajzi Múzeum 1993. 173 S., ill. (Series historica ethnographiae, 7).

1807 kam Finnland unter russische Herrschaft: So wollte es der Vertrag von Tilsit, den Napoleon I. diktierte. Während das Land unter der schwedischen Herrschaft vorher kulturell vom westlichen Nachbarn profitiert hatte und unter seinem starken Einfluss stand, besann es sich jetzt zum erstenmal auf seine eigenen kulturellen Werte, um seine Identität zu finden und gegen einen neuen fremden Einfluss, diesmal gegen den mächtigen Nachbarn im Osten, zu behaupten. So begründet der ungarische Forscher János Jankó (1868–1903) in einem Artikel, der 1900 in der ersten Nummer des *Néprajzi Értesítő* (der Volkskundlichen Nachrichten; S. 1–13) erschien, Beginn und Entwicklung der «Volksbildung» (*nemzeti művelődés*) in Finnland. Vielleicht darf man im Initiator und Arzt Elias Lönnrot (1802–1884) auch einen typischen Vertreter der europäischen Romantik sehen, sammelte er doch das mündlich überlieferte *Kalevala* und fasste es zum längsten Epos überhaupt zusammen. In dem erwähnten Artikel zeichnet Jankó die Namen und das Wirken der finnischen Volkskundler in der Nachfolge Lönnrots auf. Sie waren ihm Vorbild und die entstandenen Museen Gegenstand genauer Untersuchungen. Denn 1896 und vor allem 1897 unternahm Jankó ausgedehnte Studien vor Ort. Er war Mitarbeiter einer Expedition, die von Graf Jenő Zichy finanziert wurde und deren Ziel die Erforschung finn-ugrischer Völker in Russland vom Ural bis zum Kaukasus war. Jankós Interesse galt, gemäss dem Positivismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts, nicht den finn-ugrischen Sprachen, sondern den realen Gegenständen des (bäuerlichen) täglichen Lebens jener Völker. Um für die Frage ihrer Verwandtschaft mit den beiden in Europa lebenden finn-ugrischen Völkern gerüstet zu sein, unternahm er vorgängig das genaue Studium des finnischen Erbes, so dass er sich daran orientieren konnte. Noch steckte die ungarische Volkskunde in den Kinderschuhen. Das finnische Beispiel sollte aber richtungweisend werden.

Der vorliegende Band 7 der «Wissenschaftsgeschichtlichen Reihe aus dem Ungarischen Ethnographischen Museum» ist anlässlich des 125. Geburtstages von János Jankó erschienen. Seine handschriftlichen Notizen und Zeichnungen, die er in drei finnischen Museen anfertigte, sind vollständig wiedergegeben und legen ein eindrückliches Zeugnis vom wissenschaftlichen Geist dieses Forschers ab. Sein Hauptinteresse galt der Fischerei (Jagdgeräte), aber auch dem Kalender (Runenschrift) und der Stickerei (Symbolik). Empfehlungs- und Dankesbriefe u. a. m., die mit dem Aufenthalt in Finnland in Zusammenhang stehen, fehlen nicht, bis hin zur Liste seiner Ausgaben, für die Graf Zichy aufkam. Schliesslich geht die Bedeutung von János Jankó für die ungarische Volkskunde auch aus Band 1 (1989) und Band 6 (1993) der vorliegenden Reihe hervor, die seine Schriften enthalten (vgl. Übersicht in Band 8). *Paula Küng-Hefti*

ANTAL REGULY: Magyarországi jegyzetek. (Aufzeichnungen aus Ungarn. Notes on Hungary). Szerkesztette és közreadja Selmeczi Kovács Attila. Budapest: Néprajzi Múzeum 1994. 199 S., ill. (Series historica ethnographiae, 8).

Anlässlich des 175. Geburtstages von Antal Reguly widmet die «Wissenschaftsgeschichtliche Reihe aus dem Ungarischen Ethnographischen Museum» ihren achten Band einem der Pioniere der ungarischen

schen Volkskunde. Antal Reguly (1819–1858) war ein Mann der ersten Stunde. Er stammte aus einer ursprünglich deutschen bürgerlichen Familie, sein Vater verwaltete als Jurist die Besitztümer der Zisterzienser Abtei zu Zirc (Ungarn). Auf Wunsch des Vaters studierte er Jurisprudenz. Er schloss das Studium 1839 als Zwanzigjähriger ab. Doch anstatt einen sicheren Brotberuf zu ergreifen, lockte ihn die weite Welt. Noch als Student machte er sich im Sommer des Jahres 1838 auf, die nordungarischen Bergwerksstädte zu besuchen. Über das ungarische Oberland (Felvidék) durchs Garam-Tal gelangte er in die heutige Slowakei (Késmárk); von dort wanderte er aber, in überraschender Erweiterung der geplanten und vom Abt der Zircer Abtei finanzierten Reise, bis Krakau und Lemberg im damaligen Galizien, und kehrte dann mit etlicher Verspätung über das ungarische Oberland durchs Vág-Tal zurück. Reiselust und der brennende Wunsch, nach den Wurzeln der Ungarn zu suchen, bestimmten sein ganzes Leben. 1839–1841 verbrachte er in Finnland (Helsinki), wo er die Sprache erlernte, um für eine Expedition nach Sibirien gerüstet zu sein, deren Ziel es war, die finn-ugrischen Völker und ihre Sprache zu studieren. 1841–1843 verbrachte er in St. Petersburg, wo er die russische Sprache erlernte und auf den Betrag von 1000 Reichsförnt wartete, die die Ungarische Akademie der Wissenschaften (*Magyar Tudományos Akadémia*, kurz MTA) für ihn zur Finanzierung seiner Reise zu sammeln versprochen hatte. Diesen Betrag sollte er allerdings erst zwei Jahre später erhalten. Im Oktober machte Reguly sich auf die Reise in den Ural und nach Nordsibirien bis ans Eismeer. Er lernte die Permen, die Vogulen, die Ostjaken, die Tscheremissen, die Mordwinen, die Syrjenen und die Tschuwassen (ein den finn-ugrischen Völkern verwandtes Turkvolk) kennen und studierte ihre Sprachen, aber auch ihre Schädelformen und ihre Gerätschaften. Als korrespondierendes Mitglied der MTA veröffentlichte er eine tscheremissische Grammatik und Reiseberichte. In Ungarn gründete sein Freund Ferenc Toldy eine «Reguly-Gesellschaft», um die Kosten der Forschungsreise decken zu helfen.

1847 kehrte Reguly mit sieben mächtigen Kisten nach Ungarn zurück. Sie wurden die Grundlage des heutigen Ungarischen Ethnographischen Museums. Er selbst wurde zum Bibliothekar ernannt und mit der Aufgabe betraut, seine Sammlung zu ordnen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Doch die Arbeit schritt nicht voran. Seit Jahren plagten Reguly grosse Kopfschmerzen als Folge der jahrelangen Entbehrungen, so dass er die Sommermonate in Kurbädern verbringen musste. Das Jahr 1857 überrascht mit einem Forschungsvorhaben während der Sommermonate, das Reguly in jenes ungarische Oberland (Felvidék) führte, welches er als Student zwanzig Jahre zuvor kennengelernt hatte. Er untersuchte die ansässige ungarische Volksgruppe der Palotzen (*palócok*) mit jenen komplexen Methoden, mit denen er zuvor schon die finn-ugrischen Völker im Ural und in Sibirien untersucht hatte; das Fotografieren hatte er eigens für das Forschungsvorhaben erlernt. Ganz Ungarn (Siebenbürgen miteingeschlossen) wollte er systematisch untersuchen und mittels Vergleichen eine Antwort auf die Frage finden, woher die Ungarn kamen. 1858 erlag er einem Schlaganfall, nicht ohne den Satz geprägt zu haben, das ungarische Volk gehöre anthropologisch gesamthaft zum kaukasischen, d. h. zum türkischen Typus (S. 16, 195 und 197).

Der Band 8 enthält nun die Aufzeichnungen Regulys, die Ungarn betreffen: Es sind dies die Tagebücher und wissenschaftlichen Notizen aus den Jahren 1838 bzw. 1857. Es ist wohl kein Zufall, dass sich beide Reiseberichte auf die gleiche Gegend beziehen, denn als Reguly 1857 sein Projekt begann, Ungarn wissenschaftlich zu erforschen, um die verschiedenen Volksgruppen dieses Landes mit den Volksgruppen der finn-ugrischen Sprachgemeinschaft in Zusammenhang zu bringen, konnte er auf Bekanntes zurückgreifen. Diese beiden Reisen stehen an Anfang und Ende von Regulys Leben und lassen so den Lebensentwurf dieses frühen Forschers und Einzelgängers deutlich erkennen, für den die beinahe zehnjährige Expedition in den hohen Norden letztlich nur Vorbereitung auf das Studium seiner Heimat war. Im Vorwort wird denn auch der Versuch einer neuen Sicht und Würdigung von Antal Reguly als Anthropologe unternommen, der die Erwartungen der Zeitgenossen enttäuscht hatte, in gewisser Weise wohl enttäuschen musste. Die Frage der Herkunft der Ungarn ist bis heute nicht geklärt und berührt Fragen der Menschheitsgeschichte.

Paula Küng-Hefji

HELMUT EBERHART/KARL KASER (Hg.): Albanien. Stammesleben zwischen Tradition und Moderne. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995. 200 S., 58 Abb.

Es handelt sich um einen interessanten Feldforschungsbericht, den die Grazer Studenten der Volkskunde in einem Forschungsaufenthalt im nordalbanischen Hochland von Dukagjin erarbeitet haben und der zwischen einem unakademischen persönlichen Erfahrungsbericht der *New Anthropology* und einer wissenschaftlichen Abhandlung die rechte Mitte hält. Die z.T. persönlich gefärbten Einsichten und Begegnungen mit dem «Fremden» sowie die zahlreichen Bildbeigaben, für die dem Verlag zu danken

ist, aber auch die Aufarbeitung der Klischees der älteren Reiseliteratur und die Gegenüberstellung mit den eigenen Erfahrungen wirken für den Leser erfrischend. Das Aufeinandertreffen der Extreme, patriarchalische Traditionalität der isolierten Reliktlandschaften, organisierte Eingriffe des kommunistischen säkularisierten Totalstaates, wird objektiv dargestellt und ihrer Dynamik durchleuchtet – eine Dynamik, die die heutige Situation mit ihren Antithesen prägt.

Die Einzelbeiträge von verschiedenen Exkursionsteilnehmern sind von unterschiedlicher Themenstellung und Qualität, aber auch unterschiedlich im Stil und im intellektuellen Duktus. Der Stil der meisten Darstellungen ist betont unakademisch, die Darstellung versteht sich als eine vorläufige. Die einzelnen Beiträge sind jeweils ohne Fussnoten und bringen am Schluss eine Übersichtsbibliographie. Mehr als eine Aufzählung der Einzelbeiträge kann eine Kurzrezension kaum bringen, auch wenn eine komparatistische Betrachtung gewisser Einzelthemen verlockend erscheint. Auf das Vorwort (S. 9ff.) folgt eine historische Einführung: «Geschichte muss sein» von *Hubert Neuwirth* (S. 17ff.), sodann «*Nukuptoj*. Selbstreflexion in der Feldforschung» von *Gabriele Ponisch* (vorwiegend über die schwierigen hygienischen und anderen Bedingungen der Feldforschung im bezeichneten Gebiet, S. 31ff.), sodann ««Schade, dass du meine Sprache nicht sprichst...» Frauenleben zwischen Tradition und Emanzipation» von *Margit Pufitsch-Weber* (über die Frauenrolle, S. 47ff.), «Macht der Gewohnheit. Die Dukagjin-Stämme und ihr Gewohnheitsrecht» von *Robert Pichler* (S. 65ff.), «Brüchige Traditionen» von *Silvia Santner-Schriegl* (vom Wertekanon des *Kanun*, des ungeschriebenen Rechts, zu den Annehmlichkeiten der Elektrizität, S. 85ff.), ««Wohin gehst du, mein Sohn?». Wirtschaftliche Probleme und ihre Folgen» von *Reinhard Tuder* (über die Fremdarbeit in den Städten und in Griechenland, S. 101ff.), «Freund, Feind und Ehre» von *Stephanie Schwandner* (über die *besa*, die Racheverpflichtung und die Riten zur Beendigung der *vendetta*, S. 117ff.), «Jede Menge Familie. Der patriarchale Haushalt im Modernisierungsprozess» von *Karl Kaser* (über Grossfamilienformen und ihre Auflösung und Wiederbelebung, S. 133ff.), «...Und in Ewigkeit Amen». Das Dukagjin-Hochland als katholische Enklave» von *Helmut Eberhart* (S. 15 ff.), «Aspirin kann durch nichts ersetzt werden» von *Elke Hammer* (über sanitäre Einrichtungen, medizinische Versorgung usw., S. 169ff.), ««Es war einmal...». Erzählen im Alltag» von *Kurt Gostentschnigg* (über Märchen und Erzählungen, S. 183ff.). Nicht nur ein Schau- und Lesegenuss, sondern auch eine wichtige Bereicherung der eher kargen Bibliographie zur albanischen Volkskunde, die in den europäischen Hauptsprachen zugänglich und von ideologischen Tendenzen frei ist. *Walter Puchner*

LOUIS CARLEN: *Sinnenfälliges Recht. Aufsätze zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde*. Hildesheim: Weidmann 1995. XVI, 507 S., Abb.

Bei Autoren, die Aufsätze und Abhandlungen in den unterschiedlichsten Zeitschriften veröffentlichten, vermisst man die Gesamtschau über ihr wissenschaftliches Werk, was dazu führt, dass viele ihrer Erkenntnisse unbeachtet bleiben. Diesen Mangel vermag auch eine ausführliche Bibliographie nicht auszugleichen. Nun kommt dazu, dass man es mit Louis Carlen mit einer ausgesprochen vielseitigen Persönlichkeit zu tun und seine Aufsätze in Zeitschriften der Rechtsgeschichte, des Kirchenrechts und der Volkskunde zusammensuchen hat. Dem Verlag muss man daher dankbar sein, dass er die Aufsätze und Abhandlungen von Louis Carlen auf dem Gebiet der Volkskunde, der Rechtlichen Volkskunde und der Rechtsarchäologie gesammelt und herausgegeben hat, nachdem er dasselbe bereits auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte getan hat (Louis Carlen, «Aufsätze zur Rechtsgeschichte der Schweiz», 1994).

«Sinnenfälliges Recht» bedeutet, dass es sich um Recht handelt, das durch die Sinnesorgane wahrgenommen werden kann und nicht schriftlich gefasst ist, also Rechtsdenkmäler und Symbole, die Gegenstand der Rechtsarchäologie sind, und Rituale und Rechtsbräuche, die Gegenstand der Rechtlichen Volkskunde sind. Zwei der grundlegenden Aufsätze des Verfassers über die Rechtsarchäologie sind denn auch in diesem Sammelband publiziert (S. 31ff. und S. 55 ff.) Ein dritter Artikel über die Rechtsarchäologie im «Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte» (Bd. 4, Sp. 268ff.) stammt ebenfalls vom Verfasser, wurde aber hier nicht wiederveröffentlicht.

Im übrigen besteht der Sammelband aus acht Teilen: I. «Rechtsarchäologisches»; II. «Recht in der Kunst»; III. «Zeremoniell und Insignien des Papstes»; IV. «Rechtliche Volkskunde»; V. «Rechtliches im religiösen Volksglauben»; VI. «Wallfahrt und Recht»; VII. «Recht der Hirten»; VIII. «Buchbesprechungen». Den Volkskundler werden die Teile IV bis VII am meisten interessieren. Nicht von ungefähr befinden sich hier die meisten Aufsätze, die seinerzeit in dieser Zeitschrift («Verlobung und Hochzeit im alten Wallis» in *SAVk* 53/1957, S. 205ff.; «Rechtliches in Bildern und Zeichen religiösen Volksglaubens» in *SAVk* 63/1967, S. 70ff.), in *Schweizer Volkskunde* und in anderen in- und ausländischen volks-



kundlichen Zeitschriften erschienen sind. Auch einige Besprechungen, die im *SAVk* erschienen sind, wurden hier wiederveröffentlicht. Im Sammelband nicht aufgenommen wurden die Aufsätze des Verfassers in den von ihm herausgegebenen «Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde». Diese sind jedoch in einem Verzeichnis am Ende des Sammelbandes aufgeführt. Bisher unveröffentlicht sind «Le Bâton» (S. 152ff.); «Der Universitätskarzer» (S. 224ff.) und «Der Purpurmantel des Papstes» (S. 291ff.).

Verschiedene Aufsätze behandeln Themen, die der Verfasser bereits monographisch bearbeitet hat, so «Gericht und Gemeinde im Goms» (1967), «Das Recht der Hirten» (1970), «Studien zur kirchlichen Rechtsgeschichte» (1982), «Wallfahrt und Recht im Abendland» (1987) und «Zeremoniell und Symbolik der Päpste im 15. Jahrhundert» (1993). Besonders zahlreich sind die Aufsätze über den Stab, ein Forschungsgebiet, mit welchem sich der Verfasser ständig und eingehend befasst.

In allen diesen Aufsätzen ist eine Fülle von Quellenmaterial verarbeitet, das für die weitere historische und volkskundliche Forschung von grossem Nutzen sein wird und zu vielerlei Anregungen Anlass gibt. Dass der grösste Teil dieser Quellen aus der Heimat des Verfassers stammt, lag nahe, nachdem Louis Carlen nicht nur seine Doktorarbeit («Das Landrecht des Kardinals Schiner», 1955) und seine Habilitationsschrift («Gericht und Gemeinde im Goms», 1967), sondern auch das Standardwerk zur Walliser Kulturgeschichte (Bd. 1: «Kultur des Wallis im Mittelalter», 1981; Bd. 2: «Kultur des Wallis 1500–1800», 1984) sowie «Ausgewählte Aufsätze zur Walliser Rechtsgeschichte» (1993) über das Wallis verfasst hatte.

Dass der Autor auch zur Volkskunde im eigentlichen Sinne Wesentliches auszusagen hatte, zeigen die im Sammelband veröffentlichten Besprechungen zu Georg Schreibers «Deutscher Weingeschichte» und zu Lenz Kriss-Rettenbecks «Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens».

Auf diese Weise erschliesst der besprochene Sammelband das gesamte Œuvre von Louis Carlen auf dem Gebiet der Volkskunde, der Rechtlichen Volkskunde, der Rechtsarchäologie und der Rechtssprache und macht die wesentlichsten Aufsätze aus diesem Gebiet dem Leser in einer handlichen Weise zugänglich.

*Theodor Bühler*

WERNER RICHNER/HERMANN BAUSINGER: Baden-Württemberg. Landschaft und Kultur im Südwesten. Karlsruhe: G. Braun 1994. 176 S., 113 Abb.

Aufwendige Fotobände gehören nicht zu den üblichen Rezensionstiteln wissenschaftlicher Zeitschriften. Hier hat der Text allerdings nicht nur seines Verfassers wegen eigenes Gewicht und tritt in einen spannenden, gelegentlich auch leicht ironisierenden und feste Sehgewohnheiten aufbrechenden Dialog mit den Bildern, reicht auch über diese weit hinaus: Er versucht in für das Medium durchaus exemplarischer Weise, Zugänge zu einem Land als historischem und sozialem Gebilde, nicht bloss als Landschaft, zu eröffnen. Wie man das macht, ist mehr als einen Blick wert. Die Bilder selbst sind schön, stimmungsvoll, sie berücksichtigen auch Randgebiete und gehen auf Menschen ein, bleiben im übrigen in den Konventionen der Gattung.

Die leichte, aber prägnante Skizze eines Lands im Heute: Baden-Württemberg ist ein junges, der politischen Rationalität entsprungenes Gebilde und lebt offenbar noch nicht ohne Irritationen und Balanceakte als Einheit in den Köpfen seiner Menschen, obwohl (wie es im Text heisst) Vorzüge und Nachteile der Vereinigung sich die Waage halten. Die kleinräumig-vielfältige «melodische Landschaft» (Martin Walser) und die durchlässigen Grenzen tragen zum Ausgleich bei. Spielerisch gebrauchte Redensarten und Geschichten aber halten die Erinnerung und die Mentalitätsunterschiede am Leben, und die Geschichte wirkt nach. Das bedingt das unterschiedliche kulturelle Gepräge (wobei von Erbrecht, Fasnacht, Silcher und Hebel, von Universitäten, Industrien und «Full House» die Rede ist). Ein Kapitel ist den Städten gewidmet, eines den Aus- und Einwanderern, Juden, Flüchtlingen, Revolutionären, Donauschwaben und südländischen Arbeitsmigranten, die alle das Gesicht des Landes mitbestimmen, aber an ihm auch gelitten haben. Zur Spezies der Grübler, Tüftler, Dichter gehören manche, aus kleinen Handwerksbetrieben wachsen pionierhaft grosse, aber die Region nicht verleugnende Industrien. Fortschritt im Rösselsprung, Musealisierung als Trost und Risse in der Moderne – nichts wird ausgespart, aber der Text endet versöhnlich. Zu versöhnlich fast, aber das fordert das Genre. Was manch geneigter Leser wohl gerne noch gehabt hätte: ein Bild weniger, dafür ein bisschen weiterführende, die Skizze vertiefende Literatur.

*Christine Burckhardt-Seebass*